



ORIENTIERUNG

Nr. 5 55. Jahrgang Zürich, 15. März 1991

ELF JAHRE NACH seiner Ermordung am 24. März 1980 läßt sich hinsichtlich des Gedenkens an *Erzbischof Romero* bereits von einer *Tradition* sprechen. In seiner Heimat sorgt eine anhaltende Kette von Terror, Verfolgung und unermeßlichem Leid dafür, daß die *memoria* sich Jahr für Jahr mit dem Gedenken an neue Opfer, neue Martyrien anreichert, während diese selbst, schon wenn sie sich ereignen, den Kommentar herausfordern: «Wie Romero . . .».¹ Seine Spur, eine Blutspur, wird weitergezogen, sie schreibt sich in die Geschichte seines Landes und seiner Kirche ein. Tausende denken an ihn, singen von ihm, berufen sich auf ihn, richten sich an ihm auf. So bleibt Romero lebendig, bzw. er wird es immer wieder neu, gemäß seiner eigenen Voraussage: «Wenn sie mich töten, werde ich auferstehen in meinem Volke.»

Aber nicht nur dort, in El Salvador, wo ja auch bestimmte *Stätten* an sein Wirken und seinen gewaltsamen «Tod am Altar» erinnern², gibt es diese *memoria*. Wie sie die Grenzen der eigenen Konfession und des Kirchlichen überhaupt überschritten hat, so auch alsbald die Grenzen des Landes. *San Romero de América* überschrieb der brasilianische Dichter und Bischof *Pedro Casaldáliga* seine eigene Kennzeichnung dessen, was mit dem ermordeten Romero vor sich ging, den Vorgang nämlich von kontinentalem Ausmaß: «Das Volk hat dich heiliggesprochen.» Unter demselben Titel erschien auf dem deutschen Büchermarkt bereits 1981 die erste biographische Skizze.³ Es scheint mir bezeichnend für *unsere* Romero-Tradition hierzulande, daß die Herausgabe im Rahmen einer dauernden (in Münster/Westf. niedergelassenen) *ökumenischen Solidaritätsaktion* erfolgte, die schon vorher jenes *Land* im Auge hatte und deshalb damals noch «Christliche Initiative El Salvador» hieß.⁴ Auch von anderswo,

Romero – Gedenken und Erinnern

zum Beispiel von Zürich erinnere ich mich, wie sich schon früh (1983)⁵ das Romero-Gedenken in allgemeine Solidaritätsaktionen für Zentralamerika einfügte und wie für diese als Zeitpunkt nun eben die Tage um den 24. März gewählt wurden. Mit *Jon Sobrino* können wir somit sowohl von einer universellen wie von einer solidarischen Romero-Tradition sprechen.⁶ Dabei liegt aber der Akzent nicht nur auf (Hilfs-) Aktion, sondern auch auf dem Bemühen, den geschichtlichen Oscar Arnulfo Romero dem Vergessen zu entreißen, seine Botschaften durch Übersetzung und Veröffentlichung zu verbreiten⁷ und über sein Wesen und Wirken immer Genaueres und Gesichertes zu erfahren. Auf dieser Linie liegt die deutsche Übersetzung und Veröffentlichung jener Biographie, die als die bisher gründlichste, wenn nicht als *die* Biographie gelten kann: *James R. Brockman, Oscar Romero*.⁸

Daß nach der amerikanisch-englischen Erstausgabe von 1982⁹ acht Jahre verstreichen und nicht nur eine spanische, sondern auch eine französische Übersetzung – beide schon 1985!¹⁰ – vorausgehen mußten, signalisiert ein spätes Erwachen im deutschsprachigen Verlagswesen. Aber die lange Wartezeit wird durch ein Zweifaches aufgewogen: Erstens durch die sorgfältige und vorzüglich lesbare Übersetzung von *Maria-Antonia Fonseca-Visscher van Gaasbeek*, zweitens durch die Tatsache, daß auf diese Weise dem deutschen Leser die zweite, von Brockman gründlich überarbeitete und ergänzte Ausgabe von 1989¹¹ und damit Informationen auf dem neuesten Stand zugänglich werden. Die augenfälligste Ergänzung bildet ein neunseitiger *Anhang* «Die Mörder Romeros» (328–336) mit den bisher bekannt gewordenen (hauptsächlich zwei) Indizienketten sowie den Phasen der sukzessiven Verschleppung der Untersuchungen, wie sie sich seither in soundso viel andern Fällen wiederholt haben. Aber auch ein Blick in die (stark erweiterten) Anmerkungen und in das Register bringt bemerkenswerte Präzisierungen und neue Quellen an den Tag. So konnte Brockman inzwischen auf die mehrbändige *Predigtsammlung* (Mons. Oscar Romero: *Su Pensamiento*, hrsg. vom Erzbistum San Salvador) zurückgreifen sowie auf eine 1986 in

BIOGRAPHIE

Stimme der Stimmlosen: Zur deutschen Übersetzung der Romero-Biographie von *J. R. Brockman* – Abgestützt auf eine breite Auswertung von Quellen – Romeros pastorales Tagebuch – Die biographischen Notizen von *J. Delgado* – Romeros Amtsantritt und die ersten hundert Tage – Zur konziliaren Theologie des ersten Hirtenbriefes von 1977.

Ludwig Kaufmann

PASSION

Jesu Todesschrei: Differenzen in den Passionsberichten der Evangelien – Die Psalmen 22 und 31 als Vorbilder für Mk und Lk – Der Schrei des verlassenen Beters – Angefochten auch im Vertrauen an Gott.

Eberhard Bons, Freiburg/Brsg.

ÖKUMENE

Weisheit des Geistes gegen die Todeskultur: Über die 7. ÖRK-Vollversammlung in *Canberra* (7.–20.2.1991) – Divergierende Erwartungen der Delegierten – Geplante Spontaneität – Das umstrittene Referat der Professorin *Chung Hyun Kyung* – Kontextualität und Parteilichkeit der Theologie – Eine Perspektive feministischer Spiritualität – Theologie als Poesie – Traditionen als Last oder produktives Potential? – Kontroverse Debatte zum Golfkrieg – Der Gegensatz von Nord und Süd – Ökumenische Bewegung auf dem Prüfstand.

Reinhild Traitter, Zürich

DEUTSCHLAND

«Keine verlorenen Jahre»: Erfahrungen der evangelischen Kirche in der ehemaligen DDR – Gründung des Kirchenbundes im Jahr 1969 – Verbindlichkeit des alltäglichen, gelebten Christentums – Prophetisches Amt gegenüber dem Staat – Die Vorteile einer Trennung von Kirche und Staat – Angesichts von Prozessen der Entchristlichung der Gesellschaft – Kirche als eine Lerngemeinschaft.

Albrecht Schönherr, Berlin

FRAUENGESCHICHTE

«Das Wohlgelehrte Frauenzimmer»: Zu den bisher erschienenen vier Bänden des «Archivs für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung» von *E. Gössmann* – Eine unverzichtbare Quelle zur europäischen Querelle des Femmes.

Helen Schüngel-Straumann, Kassel

BUCHBESPRECHUNG

Genetische Testmöglichkeiten: Zu einem Berichtband über ein internationales Symposium in Zürich 1987 – Problemfelder postnataler Diagnostik – Das Risiko eigener und fremder Lebensbehinderung – Eine ungelöste Methodenfrage der Ethik – Suche nach «Brücken» zwischen ethischen Prinzipien und konkreter Anwendung.

Werner Heierle

Madrid erschienene Biographie des salvadorianischen Priesters *Jesús Delgado*, der vor, während und nach der Zeit Romeros in der Erzdiözese wirkte und Romero zur Seite stand. Vor allem die Freigabe des von Romero ab 1978 auf Kassetten gesprochenen *Tagebuchs* (siehe dazu Anm. 18 auf S. 341) erlaubte offenbar dem Autor verschiedene Vorgänge noch offener darzulegen und ausdrücklicher zu belegen. Nach meinen eigenen Stichproben gilt dies vor allem für die innerkirchlichen Konflikte, z. B. für die Zeit von Puebla und danach (1979), so daß wir jetzt u. a. sehr viel genauer über die Rolle von Bischof *Aparicio* (so S. 243–245: völlig neu!) informiert sind.

Wer nun freilich gemäß Überschrift eine Lebensbeschreibung von der Geburt am 15. 8. 1917 bis zum Tode erwartet, wird über das «Werden», d. h. die 49½ Jahre des Vorlebens bis zur Ernennung und Amtseinsetzung Romeros zum Erzbischof von San Salvador (3./22. Februar 1977) nur 37 der 336 Textseiten vorfinden, und zwar im 2. Kapitel («Vom Schreiner zum Bischof»). Die weiteren acht Kapitel sind – in immer kürzeren Zeitabschnitten – dem Wirken Romeros an der Spitze des Erzbistums gewidmet. Den Anfang des Buches aber (13–35) bildet die dramatische Geschichte der «ersten 100 Tage», wie man sie zur Evaluation neuer Regierungen abzustecken pflegt.

«Österlich»: Die ersten 100 Tage

Wenn ich diese Geschichte vom Februar bis Mai 1977 im folgenden kurz resümiere, so nicht nur, weil ich sie erneut mit größter Spannung gelesen habe, sondern weil sie den «Sitz im

¹ «... wie Romero, wie Jesus»: vgl. Orientierung 1990, S. 255 (Schluß des Berichts über das erste Jahresgedächtnis der «Martyrer der UCA»). Erzbischof Rivera Damas hatte schon bei der Auffindung und Segnung der Leichen am 16. November 1989 spontan die Parallele zu Romero gezogen: «Derselbe Haß wie ihn hat auch diese hier getötet.» (Orientierung 1989, S. 237; vgl. 238, Kasten). Vgl. auch das Beispiel der *madres* in Nicaragua, die Briefe und Bilder ihrer von den Contras getöteten Söhne mit einem Bild Romeros und einem Kreuzifix überhöhen: Orientierung 1989, S. 50.

² In der Spitalkapelle, wo Romero durch den offenen Haupteingang die Kugel des Scharfschützen traf und wo ich 1986 noch jedes Gedenkeichen vermißte, erinnert seit 1987 («7. aniversario»), gestiftet von einer Gemeinschaft der Missions-Karmelitinnen, eine frontale Inschrift am Altar an Romeros Martyrium. Die Schwestern des Spitals haben inzwischen auch das Schlaf- und Vorzimmer Romeros für Besucher zugänglich gemacht. U. a. läßt sich da ein Bücherschrank besichtigen, wo mir – zwischen päpstlichen Enzykliken – Hans Küngs «Christsein» in die Augen fiel.

³ Von Plácido Erdozaín, mit einem Vorwort von Norbert Greinacher im engagierten Jugenddienst-Verlag, Wuppertal 1981.

⁴ Inzwischen: «Christliche Initiative Romero e. V.». Wie und mit welchen Zielen die Aktion entstand und mit welchen Partnern in El Salvador sie zusammenarbeitete, ist auf S. 123 des obgenannten Bändchens nachzulesen. Inzwischen ist es auch zur Zusammenarbeit mit dem Romero-Haus Luzern gekommen. Eine Frucht ist das (in Orientierung 1990, S. 48 angezeigte) Peter-Hammer-Taschenbuch «Vergessen heißt Verraten» (Hrsg. G. Collet/J. Rechsteiner) mit «Erinnerungen an Oscar A. Romero zum 10. Todestag». Auf S. 191–194 haben sich die beiden Partner mit ihren Zielen und Aktivitäten vorgestellt. – Zur ökumenischen Dimension der Romero-Tradition siehe auch: M. Bögdahn, I. Zuger (Hrsg.), Ich habe das Schreien meines Volkes gehört. Claudius Verlag, München 1990, 168 Seiten.

⁵ Eine initiative Studentengruppe – bald darauf gesamtschweizerisch als «Theologen für solidarische Entwicklung» bekannt geworden – organisiert damals einen ökumenischen Gottesdienst (mit Julia Esquivel) in der Wasserkirche als Ergänzung zum Hauptprogramm, das auf den Straßen der Stadt und in der «Roten Fabrik» abließ.

⁶ J. Sobrino, Monseñor Romero: diez años de tradición, in: Revista Latinoamericana de Teología Nr. 19 (Jan./Apr. 1990, 7. Jg.), S. 17–39.

⁷ Die deutschsprachige Rezeption von Texten Romeros ist – möglicherweise aufgrund verschiedener Interessenlagen – auf mehrere Ausgaben verzettelt. Neben (1.) einer größeren Predigtsammlung bei Herder 1982 (O. A. Romero, Für die Armen ermordet) nach einer französischen Vorlage und (2.) einer kleineren bei Kaiser/Grünwald 1982 (O. A. Romero, Die notwendige Revolution), die ferner (S. 61–85) Auszüge aus dem 4. Hirtenbrief enthält, gibt es (3.) noch Texte bei Walter 1986 (O. A. Romero, Blutzuge für das Volk Gottes) u. a. mit dem wichtigen 3. Hirtenbrief (Kirche und Volksorganisationen: S. 45–90). Mit zur Rezeption gehören natürlich auch Deutungen seines Wirkens und seiner Person, wie jene von J. Sobrino (in 2.) und M. Baró (in 3.) sowie in den «Erinnerungen» (Vgl. oben Anm. 4). Eine Ausgabe aller vier Hirtenbriefe ist auf englisch zugänglich: Archbishop Oscar Romero, Voice of the Voiceless. The Four Pastoral Letters and Other Statements. Orbis, Maryknoll/NY 1988.

⁸ Paulusverlag, Freiburg/Schweiz 1990, 366 Seiten, Fr. 42.–.

⁹ Bei Orbis Books, Maryknoll NY und bei Sheed and Ward, London.

Leben» für Romeros *Ersten Hirtenbrief* abgeben, in dem er die Vorgänge um seinen Amtsbeginn in die jahreszeitliche christliche *Oster-Memoria* einzubetten unternahm.

Das Erzbistum befand sich damals bereits in einer schlimmen Lage. Brockman zeigt dies schlaglichtartig am Beispiel dreier ausländischer Priester, die sich Anfang Februar 1977 unverhofft verhaftet – ihrer zwei auch gefoltert – und ohne Geld und Papiere nach Guatemala ausgewiesen sahen. In Briefen an ihre früheren Kollegen in der Seelsorge mahnten sie angesichts der Anzeichen für eine Verschärfung der Verfolgung zur Einheit untereinander und mit dem von der Mehrheit noch ungeliebten neuen Bischof. Dieser selbst erlebte seine Amtseinsetzung als einen in aller Eile in einer Nebenkirche vollzogenen Akt, weil die politische Lage äußerst bedrohlich war: Präsidentenwahl, Wahlbetrug, Massendemonstration dagegen, Massaker der Armee auf der *Plaza de Libertad*, Verhaftungen, Verschwundene, Flüchtlinge, die sich auch hernach noch bedroht fühlten. Die verschiedenen Ereignisse bewegten die Bischofskonferenz zu einer Erklärung. Zu deren öffentlicher Verlesung äußerte der noch eher ängstliche Neuling Romero Bedenken, die ihm sein Weihbischof *Rivera Damas* – der Bischofskandidat der «Armenpriester» – zerstreuen mußte. Seinen Klerus begrüßte Romero mit der Bekundung von Dialogbereitschaft, hielt auch eine Konferenz mit ihm ab, aber nach Brockmans Darstellung blieb er zögerlich bis das Entscheidende geschah: die Ermordung des Jesuiten *Rutilio Grande*, Pfarrer in Aguilares, mit zwei Begleitern am Nachmittag des 12. März. Die verschiedenen Schritte, die Romero jetzt mit einer alle erstaunenden Entschlossenheit unternahm, stellten nicht nur eine Herausforderung der öffentlichen Gewalt dar; sie brachten ihn – vor allem das Verbot aller Sonntagsmessen zugunsten einer einzigen Messe für die drei Ermordeten von Aguilares/Paisnal – auch in Konflikt mit dem Nuntius, dem er doch seine (den Mächtigen vorerst genehme) Ernennung verdankte. Brockman geht hier ins einzelne um zu zeigen, wie Romero immer darauf bedacht war, die Zustimmung seiner Priester und weiterer Betroffener zu gewinnen. Deshalb spitzte sich der Konflikt alsbald in der Weise zu, daß Romero die Solidarität mit seinen volksverbundenen Seelsorgern über das gute Verhältnis zum Nuntius setzte. Wie ungemütlich ihm die Lage wurde, zeigt, daß er bereits am 26. März aus eigenem Antrieb nach Rom flog, um sich dort zu erklären. Der Besuch im Vatikan verlief teils «holperig» (am Sitz der Bischofskongregation), teils mit Mahnungen zur Vorsicht (beim Staatssekretariat), aber von Papst Paul VI. persönlich wurde ihm «Mut» zugesprochen. Auf der Rückreise besann er sich, daß ihn seine Priester um einen Hirtenbrief zu Ostern oder Pfingsten gebeten hatten, und so benützte er die Zwischenhalte, um etwas zu entwerfen. Am Vorabend des Palmsonntags kam er heim, und an Ostern wurde das Schreiben veröffentlicht.

Wer diesen Ersten Hirtenbrief – er ist uns leider nur auf englisch zugänglich¹² – auf dem Hintergrund der vorausgegangenen Turbulenzen liest, ist verblüfft ob der Ruhe und Gelassenheit, die er ausstrahlt. Die Erzdiözese durchlebe eine «österliche Stunde» heißt es da. Zuerst erklärt Romero, wie Israel im Verlauf seiner Geschichte die *memoria* an den Exodus feierte, dann spricht er von Jesu «Übergang» vom Tod zum Leben, und welche Kraft daraus erwachse, daß wir uns «in unserer Geschichte und in unserem Leben bekehren». Schließlich faßt er das ganze Konzil von der Liturgiekonstitution bis zu «Gaudium et spes» zusammen und erweitert es mit Medellín, um zu zeigen, wie die Kirche im Sinne des österlichen *Befreiungsprozesses* dem Heil aller Menschen zu dienen hat. Was dies allerdings damals in El Salvador konkret an Kämpfen und Leiden bedeutete, sollte Romero erst recht erleben, als am 11. Mai ein weiterer Priester, *Alfonso Navarro*, ermordet und am 17. Mai die Pfarrei Aguilares brutal überfallen, etliche Gläubige erschossen, hunderte verschleppt und die restlichen Jesuiten ausgewiesen wurden. Die «Osterzeit» und die 100 Tage waren noch nicht zu Ende. Ludwig Kaufmann

¹⁰ Bei UCA-Editores, San Salvador und bei Ed. Centurion, Paris.

¹¹ J. R. Brockman, Romero. A Life. Obwohl immer noch in Maryknoll verlegt, ist der Titel gegenüber der dortigen Erstausgabe («The word remains») verändert. Schiff mitten im Sturm» (14).

¹² Vgl. oben Schluß von Anm. 7. – Brockmans Resümee: S. 40–43.

Ein Mensch, der «Warum» schreit . . .

In Ernest Hemingways Einakter «Heute ist Freitag» sitzen am Abend des Todestags Jesu drei römische Soldaten in einer Schenke und lassen den vergangenen Tag Revue passieren. Abgestumpft durch die Mitwirkung an zahlreichen Hinrichtungen, wundern sie sich nur über eine Besonderheit, die Jesus von anderen Delinquenten unterschied, nämlich seinen fehlenden Widerstand, den sie in rauhem Ton kommentieren:

«Erster Soldat: Der hat sich heute da recht ordentlich benommen.

Zweiter Soldat: Warum ist er nicht vom Kreuz runter gestiegen?

Erster Soldat: Weil er nicht vom Kreuz runter steigen wollte. Das gehört nicht zu seiner Rolle.

Zweiter Soldat: Na, den Kerl möchte ich sehen, der nicht vom Kreuz runter will.»¹

*

Daß Jesus sich der Todesstrafe nicht entziehen wollte, ist auch die einhellige Meinung der Evangelisten. Dagegen weichen sie in der Darstellung der letzten Stunden und Worte Jesu beträchtlich voneinander ab, und nicht nur dort. Diese Unterschiede versuchte man in der Geschichte des Christentums immer wieder auszugleichen, indem man die aus den einzelnen Evangelien herausgelösten Texte zu einem neuen Zusammenhang kombinierte.² Was die Passion Jesu angeht, haben z. B. die «Sieben Worte des Erlösers am Kreuze»³, die aus mehreren Evangelien stammen, sowie der Kreuzweg, der z. T. auf außerbiblische Quellen zurückgeht, einen jahrhundertelangen Einfluß auf die christliche Passionsspiritualität ausgeübt. Die Diskrepanz zwischen den Sterbeworten Jesu nach Markus und Matthäus einerseits und Lukas andererseits konnte aber auch auf diese Weise nicht völlig beseitigt werden. Nach *Mk 15,34* ruft Jesus mit lauter Stimme: «Eloi, eloi, lema sabachthani?» («Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?») Wenig später stößt er nochmals einen lauten Schrei aus und stirbt (V. 39). Soweit das älteste der drei synoptischen Evangelien; es läßt Jesus nach dem Verhör von Pilatus, in dem er bestätigt, König der Juden zu sein (15,2), nur noch die oben zitierten Worte sprechen. Dasselbe trifft auch für das Matthäusevangelium zu.

Das Wort «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» ist ein Psalmenzitat; es bildet den Anfang von Psalm 22. Dort beklagt der Beter, daß Gott seinem Schreien fern bleibe und auf sein Rufen nicht antworte (Ps 22,2f.). Mit den Worten eben dieses Psalms werden noch weitere Details der Passion Jesu dargestellt, nämlich das Verteilen der Kleider (Ps 22,19; *Mk 15,24*) sowie das Kopfschütteln der Passanten, die den gekreuzigten Jesus verhöhnen (Ps 22,8; *Mk 15,29*). Dabei fällt auf, daß entgegen anderer Zitierpraxis⁴ kein Wort über die Herkunft dieser Sätze verlautet. Man kann darum vermuten, daß die Adressaten des Markusevangeliums um den Zusammenhang dieser Zitate wußten und mit Hilfe von Psalm 22 die Passion Jesu beschrieben.⁵

Der Verfasser des dritten Evangeliums läßt Jesus bekanntlich mit den Worten «Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist» sterben (*Lk 23,46*). Er übernimmt damit ebenfalls ein Psalm-

wort (Ps 31,6)⁶ und ersetzt damit das Zitat, das er in seiner markinischen Vorlage fand. Die biblische Exegese der letzten Jahrzehnte charakterisiert diesen redaktionellen Eingriff meist als Ersetzung «durch ein milderer Wort»⁷. Am weitesten in diese Richtung geht eine Auslegung, die in den lukanischen Sterbeworten ein jüdisches Abendgebet erkennt. Danach vertraut man abends seinen Geist Gott an und hofft darauf, daß er ihn am nächsten Morgen zurückgibt. Ähnliches gilt dann auch für den Tod. Danach hätte Jesus Ps 31,6 ohne Verzweiflung, vielmehr in versöhnlichem, friedvollem Ton gesprochen, kurz: in der «Gewißheit, daß der Tod für ihn nicht das Letzte ist, sondern daß bei Gott auf ihn das Leben wartet.»⁸ Der lukanische Passionsbericht kennt aber noch weitere Elemente, die die Vorstellung der unangefochtenen Leidensannahme zu bestätigen scheinen: die Bitte für die an der eigenen Hinrichtung Beteiligten («Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun», 23,34) und die an den reuigen Mitgekreuzigten gerichtete Zusage («Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein», 23,43). Selbst in der Erniedrigung geht es Jesus also darum, «das Verlorene zu suchen und zu retten» (19,10).⁹

Haben wir es nun auf der einen Seite mit einer bodenlosen Verzweiflung zu tun, auf der anderen Seite aber mit einer vertrauensvollen Annahme des Todes? Entsteht so nicht ein unauflösbarer Widerspruch zwischen beiden Texten? Ohne die Konturen zwischen den voneinander abweichenden *Deutungen des Todes Jesu* in den betreffenden Evangelien verwischen zu wollen, sei auf folgendes hingewiesen: Bei beiden Psalmenzitaten handelt es sich um Worte, die in Kontexten stehen. Liest man Psalm 22 zu Ende, stößt man auf das Thema der Rettung. Kann es nicht sein, daß die markinische Gemeinde Jesu Leiden und Sterben auch vom Ende des 22. Psalms her interpretierte, insofern aber wußte, daß Jesus das Gefühl der Gottverlassenheit und Verzweiflung nicht erspart bleiben konnte? Steht der Beter von Psalm 31, zum Spott für andere geworden, verfolgt und bedroht (V. 12ff.), nicht vor der «Alternative», entweder in die Hände der Feinde zu fallen oder sich den Händen Jahwes anzuvertrauen? Und ist letzteres nicht die einzige Hoffnung, wenn er in die Hände der Feinde gerät? Mischt sich darum in die Vertrauensaussage *Lk 23,46* nicht das Element der – wenn auch «heil»samen, von Gott verfügten und von Jesus akzeptierten – Ausweglosigkeit hinein, die kein Zurück und kein Ausweichen zuläßt (vgl. *Lk 22,42*: Ölberg!).

Dem von Lukas übermittelten Beten entspricht jedenfalls in der von Markus wiedergegebenen Klage das eine: Der Sterbende wendet sich an Gott.

*

Jesu Todesschrei hat der Dichter *Rudolf Otto Wiemer* folgendermaßen kommentiert:

Und weil er selber
so weit unten war, ein
Mensch, der «Warum» schreit und
schreit «Verlassen», deshalb könnte man
auch die anderen Worte,
die von weiter oben,
vielleicht
ihm glauben.¹⁰

Eberhard Bons, Freiburg/Brsg.

¹ Zitiert nach E. Hemingway, 49 Stories, Hamburg 1950, 336.

² Eine einflußreiche Evangelienharmonie der Antike war z. B. das Diatesaron des Syrerers Tatian.

³ Vgl. beispielsweise das gleichnamige Oratorium von Josef Haydn.

⁴ Vgl. Joh 19,24: «[Die Soldaten] sprachen zueinander: «Laßt uns es [das Untergewand] nicht zerschneiden, sondern um es lösen, wessen es sein soll.» Damit die Schrift erfüllt werde: Verteilt haben sie meine Gewänder [unter] sich, und über meine Gewandung warfen sie ein Los.»

⁵ Vgl. J. Gnllka, Das Evangelium nach Markus. 2. Teilband *Mk 8,27–16,20*, Zürich u. a. 1979, S. 322.

⁶ Das Psalmwort wird in *Lk 23,46* nach der Septuaginta-Fassung des Psalm-

ters, also dessen griechischer Übersetzung zitiert (dort Ps 30,6).

⁷ Vgl. exemplarisch M. Dibelius, Die Formgeschichte des Evangeliums, Tübingen 1971 (1919), 195; J. Schlosser, Le Dieu de Jésus. Étude exégétique, Paris 1987, 156.

⁸ So K. H. Rengstorff, Das Evangelium nach Lukas, Göttingen 1968, 264.

⁹ Vgl. zu diesem Aspekt der lukanischen Christologie W. Radl, Das Lukas-Evangelium, Darmstadt 1988, 106f.

¹⁰ R. O. Wiemer, Ernstfall. Gedichte, Stuttgart 1973, 71.

Ein Geist des Mitleidens und der Weisheit

Eindrücke von der 7. ÖRK-Vollversammlung in Canberra

Die hohen Erwartungen, die in die 7. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) in Canberra (7.–20. Februar) gesetzt worden waren, hatten sich, wie diffus sie auch sein mochten, am Thema «Heiliger Geist» festgemacht.¹ Das hatte etwas von der Weite, Offenheit und Erneuerungskraft nahegelegt, die selbst wir westlich müde gewordenen Christen und Christinnen noch immer in der Ökumene vermuten, etwas von der Sehnsucht nach verbindlicher Gemeinschaft und lebbarer Spiritualität, die viele von uns bewegt. Vielleicht sogar etwas von der Ermutigung, Grenzen zu überschreiten, Neues zu wagen, den Geist nicht festzubinden an Traditionen und Dogmen, sondern ihn zu spüren überall dort, wo in Liebe und Wahrheit versucht wird, den Weg Jesu nachzugehen und durch den Heiligen Geist die «Fülle des Lebens» zu erfahren.

In Canberra mußten sich alle diese verschiedenen Erwartungen mit einer Vollversammlung auseinandersetzen, in der implizit ein anderes Geistverständnis zu Tage trat. Ins Zentrum der Planung hatte man nämlich nicht den lebendigen Austausch zwischen Delegierten, Beratern und Beobachtern der verschiedenen Kirchen und ökumenischen Organisationen gestellt, sondern die mediengerecht verpackte Information über das Thema und über wichtige Anliegen der ökumenischen Bewegung. In den Mittelpunkt rückte die Show, in der selbst «Spontaneität» bis ins letzte Detail geplant war. Der große Hit der Postmoderne, das «Dasein im Design», in dem, den ständig surrenden Kameras zuliebe, alles von A–Z durchgestylt sein muß, hat also auch den ökumenischen Rat erfaßt. Und beim Nachdenken darüber, was wichtiger sei, eine gewisse Medienwirkung nach außen oder der schwierige, mißverständliche, vielleicht streitbare und sicherlich nicht im Designerlook daherkommende Dialog, hat man sich für das Zauberwort Medien entschieden. Und Fernsehshows produziert. Übrigens nicht unbedingt gute. Ärgerlich war, daß diejenigen, die eigentlich authentische Zeugen und Zeuginnen für ein bestimmtes Anliegen hätten sein sollen, dabei oft instrumentalisiert wurden. Zu Beginn der Nachtwache für Frieden und Gerechtigkeit etwa traten Kinder auf – in einem von Erwachsenen für Kinder geschriebenen Stück. Das hinterließ, wie manches andere, einen unangenehmen Nachgeschmack.

Nicht selten fielen im Umgang mit den Medien Eifer und Know-how auseinander. Ein paar Stimmen, die sich abwechseln, und eine Graphik im Hintergrund tun es eben nicht immer. Das Resultat war nicht selten Langeweile. Nicht nur im Presseraum, sondern auch unter den Delegierten machte das Wort «Sonntagsschule» und «jardin d'enfants» die Runde. Öfter einmal fand man sich während dieser «Vorstellungen» im Royal Theatre im Schwimmbad gegenüber dem Konferenzzentrum wieder. Während der besonders eintönigen «Präsentation» zur «Einheit der Kirchen», die das Thema auf die institutionelle Auseinandersetzung mit dieser wohl brisantesten ökumenischen Frage reduziert hatte, bin ich mit der ÖRK-Präsidentin *Lois Wilson* um die Wette geschwommen, und zwischendurch haben wir geschimpft, wieviel kostbare Zeit die Versammlung durch die aufwendigen und unnötigen Präsentationen verloren habe. Wir waren uns einig: Wenn schon solche Shows, dann muß der ökumenische Rat den Mut haben, ein «live»-Element einzubauen. Dann muß es authentische Podiumsdebatten geben, die – gut moderiert – sicher viel spannender und weiterführender sind, als das Amateurtheater. Dann muß – wie auf deutschen Kirchentagen längst eingeübt – die Möglichkeit der Einmischung hergestellt oder Raum geschaffen werden, wichtige, oft auch kontroverse inhaltliche

Impulse in anschließenden Plenardebatten aufzunehmen und zu vertiefen.

Diese Möglichkeit war in Canberra überhaupt nicht vorhanden – auf Drängen der Delegierten mußte da und dort ein Hearing eingeschoben werden. Für die wichtige Diskussion über vergangene und künftige Arbeit des ÖRK, die auf einer Vollversammlung eigentlich stattfinden müßte, blieben insgesamt drei Tage Zeit. Mehr als ein Tag war der Debatte über die Nominierungen, ein zweiter der Diskussion der Lage im Golf gewidmet. Die für die künftige Arbeit überaus wichtigen Berichte der Sektionen, die inhaltliche Analysen und programmatische Vorschläge entwickeln, wurden dann im Eiltempo durchgepeitscht, ebenso die Vorlagen des Weisungsausschusses über Fragen der Beziehungen zu den Kirchen, die Botschaft sowie die Papiere anderer Ausschüsse. Von den *acht öffentlichen Erklärungen*² wurde nur diejenige zur Lage im Golf diskutiert: So blieben wichtige Anliegen, wie etwa die Entwicklung im Baltikum und in Südafrika, oder die von den Aborigines erarbeitete Erklärung über «Urvölker und Landrechte», auf der Strecke.

Ein völlig verplanter Heiliger Geist also? Einer, in dem die von vielen Menschen in der Überplantheit unserer täglichen Lebensvollzüge so tief ersehnte Spontaneität und der Dialog keinen Raum hatten? Ein ordentlicher Heiliger Geist, für den selbst das «Reden in vielen Zungen», das in einem der Morgengottesdienste passierte, stundenlang geübt wurde?

Ich möchte diese Fragen als Anfragen stehen lassen und jetzt etwas berichten, wo ich mich selbst umgetrieben und durchgeschüttelt gefühlt habe, traurig und wütend, getragen und getröstet auf dieser Vollversammlung. Wo für mich etwas zu spüren war von dem «brausenden Wind», dem «Feuer» und dem Jubel der in Christus verbundenen Gemeinschaft, von der Ergriffenheit, mit der die junge Kirche die Gegenwart des Heiligen Geistes beschreibt.

Zum Problem von Evangelium und Kultur

Am Vorabend ihres Vortrags zum Thema der Vollversammlung hat uns *Dr. Chung Hyun Kyung*, die junge Theologieprofessorin aus Südkorea im Frauenzelt gebeten: «Helft mir. Ich werde versuchen, dieses Thema als asiatische Theologin zu entwickeln. Ich habe sehr lange gebraucht, bis ich eingesehen habe, daß die theologischen Fragen weißer europäischer Männer nicht die Fragen sind, die die armen Menschen meines Volkes, vor allem die armen Frauen, in ihrem Glauben stärken und die etwas zu ihrer konkreten Befreiung, schon in diesem Leben, beitragen können.»

Professor Chungs Vortrag begann auf einer fast dunklen Bühne, auf der ein australischer Ureinwohner das Digeridu – die traditionelle Flöte – blies. In die dunklen Töne mischten sich nach und nach die Trommeln koreanischer Tänzer, die, gekleidet in das traditionelle weiße Gewand, mit Bandagen um die Stirne, auf die Bühne zogen. Flöte und Trommeln symbolisierten, daß die Befreiungsbemühungen von Menschen – wo immer sie sein mögen – unteilbar sind. Aus der Mitte der Tänzer löste sich Frau Chung, zog ihre Schuhe aus und forderte die Vollversammlung auf, das gleiche zu tun. Für viele Menschen aus Asien und aus dem pazifischen Raum ist das Ausziehen der Schuhe ein Akt der Ehrfurcht und der Selbsterniedrigung. Aber auch Mose hat den Heiligen Boden mit bloßen Füßen betreten. Nur mit «demütigem Herzen und Leib» können wir das Schreien der Schöpfung hören und das Schreien der Heiligen Ruach in ihr.

In einer dramatischen Anrufung alle jener, die in Gottes Schöpfung litten und noch leiden, skizzierte sie dann das Wesen dieses Heiligen Geistes und schuf gleichzeitig eine klare, christologische Verbindung.

¹ Vgl. Ludwig Kaufmann, Vorschau auf Canberra, in: Orientierung 55 (1991) Nr. 2, S. 23f.

² Zu beziehen beim ÖRK, 150, route de Ferney, CH-1211 Genève. Der offizielle Bericht wird im April 1991 im Verlag Otto Lembeck (Frankfurt), hrsg. von W. Müller-Römheld, erscheinen.

«Komm, Ruach Hagars, einer Ägypterin, einer schwarzen Sklavin, die von Abraham und Sarah, unseren Vorfahren im Glauben, ausgebeutet und verlassen wurde.

Komm, Ruach der Menschen, die während der Kreuzzüge den Tod fanden.

Komm, Ruach der Urvölker der Erde, die dem Völkermord in der Kolonialzeit zum Opfer fielen.

Komm, Ruach der Soldaten, Zivilisten und Lebewesen im Meer, die zur Zeit im blutigen Golfkrieg sterben.

Komm, Ruach von Erde, Luft und Wasser, die menschliche Geldgier vergewaltigt, foltert und ausbeutet.

Komm, Ruach des Befreiers, unseres Bruders Jesu, der am Kreuz gefoltert und ermordet wurde.»

Wenn wir, so Frau Chung Hyun Kyung, die Schreie des unerfüllten Lebens und des Leidens – wenn wir das Schreien der von Bitterkeit und Kummer erfüllten Geister nicht hören, dann haben wir auch keine Möglichkeit, die unerfüllten Träume der Toten, ihre Sehnsucht nach einem Leben in Frieden und Gerechtigkeit einzulösen. Vielleicht sind diese Geister, die in der koreanischen Tradition Han genannt werden, so etwas wie «Ikonen», durch die wir die Stimme der Heiligen Ruach vernehmen, die mitten in der Zerstörung mit uns um das Leben weint, und die uns befähigt, uns für das Leben einzusetzen.

Demgegenüber ist der unheilige Geist, «der Geist Babels», der Geist der Gewinnsucht, der Spaltung und der grenzenlosen menschlichen Gier.

Gottes pfingstlicher Geist – der gewaltige Wind des Lebens – ruft uns auf, «die neue Schöpfung zu lieben und auf sie hinzuwirken». Dabei gilt es, eine «politische Ökonomie des Lebens» zu entwickeln, «die nicht auf der Beherrschung durch Kapital, Waffen oder Manipulation beruht, sondern auf der lebenspendenden Kraft der gegenseitigen Hilfe, der gegenseitigen Abhängigkeit und der Harmonie». Um eine solche «politische Ökonomie des Lebens» zu entwickeln, wären für Prof. Chung drei Veränderungen dringend notwendig:

▷ Einmal müßten wir den Übergang vom Anthropozentrismus zur Lebenszentriertheit vollziehen und eine Perspektive menschlichen Seins im Gesamtzusammenhang der Schöpfung entwickeln. Es ist an der Zeit, «die Bibel aus der Perspektive des Wassers, der Luft, der Bäume – die heute die Ärmsten der Armen darstellen – zu lesen und denken zu lernen wie ein Berg.»

▷ Zum zweiten müßten wir den abendländischen Dualismus überwinden, der in Polaritäten denkt: Dieses gespaltene Denken bringt gespaltene Menschen hervor und eine Kultur, in der wir von uns selbst getrennt sind. Wir vergessen dabei, daß wir alle einen gemeinsamen Lebensursprung haben, nämlich Gott, und daß alle Netze unseres Lebens miteinander verknüpft sind. Diese Vernetztheit und das Aufeinander-angewiesen-sein gälte es, wiederzugewinnen.

▷ Schließlich müssen wir der alles durchdringenden Kultur des Todes eine Kultur des Lebens entgegensetzen, die von Mitleiden und Weisheit für das Leben geprägt ist.

Theologie als Poesie

Diese herausfordernden Anfragen gingen unter im Sturm der Entrüstung, daß Chung Kyun es gewagt hatte, ihre theologischen Überlegungen aus dem kulturellen Kontext Asiens und aus der Perspektive feministischer Spiritualität zu entwickeln. Sicherlich hätte man sich gefallen lassen, das Dominium Terrae des weißen Mannes in Frage zu stellen, aber Chung Kyun tat das, indem sie auf die Mythologie der Philippinen zurückgriff, für die die Erde die Muttergöttin Ina darstellt, von der alles Leben ausgeht. Die Natur ist deshalb «heilig, zielgerichtet und sinnerfüllt», und zu achten wie eine Mutter. Ähnlich wählte sie als Metapher für Gottes Geist des Mitleidens und der Weisheit die ostasiatische Göttin Kwan In und fragte, ob diese an der Seite aller leidenden Geschöpfe wirkende Göttin «vielleicht auch ein Bild für einen weiblichen Christus sein könnte».

Mehr noch als die theologische Substanz des Vortrags von Dr. Chung war es die Form, die Verständnisschwierigkeiten bei den einen, enthusiastische Unterstützung bei den anderen, vor allem bei den Frauen, hervorrief. Der Versuch, Theologie als Poesie zu verstehen, deren Bilder aus der Lebenswelt der Gläubigen selbst kommen, und die nicht nur den Verstand ansprechen, sondern die tiefsten Schichten unseres Menschseins und unserer Sehnsucht nach Gott, stieß nicht nur orthodoxe Bischöfe vor den Kopf, sondern auch protestantische Theologen. So wurde die Anrufung des Geistes derer, die gelitten haben, von vielen als Beschwörung böser Geister aufgefaßt und heftig abgelehnt. Für mich stand diese «Invocatio» («invocation» hieß sie im englischen Original) in der Gebets-tradition lateinamerikanischer Basisgemeinden, die die Toten und Lebenden, die leiden und kämpfen, mitten in ihre Gemeinschaft hereinholen und sie so stärken. Sie werden mit Namen genannt und die Gemeinde antwortet «presente» – sie sind mitten unter uns.

Andere rügten die «diffuse» Auffassung des Heiligen Geistes. Allen voran vermißten viele Delegierte der orthodoxen Kirchen die klare trinitarische Einbettung dieser Geisttheologie: «Der Heilige Geist kann nicht als Kraft oder Energie aufgefaßt werden, sondern ist Person. Da die theologische Basis des ÖRK auf dem Bekenntnis zur Trinität beruht, bewegt sich Frau Chung mit ihrem Denken jenseits dessen, was christlich vertretbar ist», meinte Dr. Alexandros Papaderos, der Leiter der orthodoxen Akademie in Kreta. Das Wort «Synkretismus» stand allzu schnell im Raum und verhinderte die Vertiefung fundamentaler Fragen: Kann Verständnis und Wirken des Heiligen Geistes auf das kirchliche Dogma der Trinität eingengt werden? Spricht nicht die Bibel in Bildern aus der Natur vom Geist als Kraft und Lebensenergie? Ist das Personsein des Geistes in der Trinität Metapher oder gehört es zum Wesen Gottes? Und wenn hier eine ontologische Aussage gemacht wird, ist sie nicht begrenzend, einengend und im Widerspruch zur christlichen Überzeugung, daß der Geist nicht ein Besitz, sondern eine Gabe ist. «Wer hat das Recht, ex cathedra die Grenzen des Wirkens des Heiligen Geistes festzulegen?» entgegnete Chung Kyun dieser Anfrage. «Wären das nicht 2000 Jahre lang privilegierte Männer des Abendlandes? Heute verlangen die einfachen Leute in unseren Kirchen in Asien das Recht, ihr Leiden und ihre Erfahrung von der stärkenden Kraft des Heiligen Geistes zu formulieren.»

Ebenso bleibt zu fragen, ob der von Frau Chung gemachte Versuch, alles geschaffene Sein als geisterfüllt zu begreifen, so unter der Hand als Pantheismus diskreditiert werden darf. Das erlaubt es uns weiterhin, die brennenden Öfelder im Golf, den im Atlantik gelagerten Atommüll, die abgeholzten Regenwälder und die verpestete Luft der Industriegebiete Europas zu bagatellisieren, als Nebenprodukte unserer Kultur, die durchaus in den Griff zu kriegen sind, und nicht als Leiden der Schöpfung, in dem Gottes Geist um das Leben weint.

Die Kontroverse um Frau Chung Kyuns Vortrag ist stehengeblieben. Die Frage von Orthodoxen, ob es nicht darum ginge, «die Kultur zu christianisieren», blieb ebenso offen, wie das Plädoyer, das Wirken des Heiligen Geistes im jeweils verschiedenen historischen und kulturellen Kontext zu erkennen. Nur vereinzelt wiesen – vor allem jüngere – europäische Theologen darauf hin, endlich der Kontextualität und kulturellen Verflechtung abendländischer Theologien auf die Spur zu kommen. Als Antwort auf die schwierige Frage, wie die kulturkritische Dimension des Christentums und seine notwendige kulturelle Aneignung zusammenzuhalten seien, rettete man sich etwas zu schnell in die ÖRK-Zauberformel von der «vitalen und kohärenten Theologie». Wie eine solche Theologie zu entwickeln sein wird angesichts der Kraft traditioneller Bindungen und angesichts der verschiedenen hermeneutischen Ansätze, denen zum Teil sogar die Legitimität abgesprochen wurde, bleibt offen. Sicherlich wird sich in Zukunft ein Pro-

gramm der aufgeworfenen Fragen von Evangelium und Kultur annehmen, aber ob es mehr sein kann als Addition zum schon Bestehenden, bleibt einweilen noch fraglich.

So wie in Canberra oft der Eindruck entstand, die Ökumene sei ein Nebeneinander vieler verschiedener, auch konfliktueller Anliegen, so präsentierte sich auch die theologische Reflexion als «additiv». Wer sich daran störte, mußte bald einmal einsehen, daß die Sehnsucht nach einem globalen «kohärenten» Entwurf möglicherweise auch einen nicht mehr einlösbaren Machtanspruch versteckt. «Eigentlich ist das Additive doch etwas durchaus Biblisches», tröstete ich mich nach einem Gespräch mit *Elisabeth Raiser*³ unter den Eukalyptusbäumen im Campus der australischen Nationaluniversität. «Da stehen Geschichten und neue werden angefügt, die Offenbarung kommt in einem neuen Gewand daher, der Prozeß ist nicht zu Ende. Könnten wir den Begriff der «Einheit in der Vielfalt» vielleicht so verstehen?»

«A just war or just a war» – GFS und Golfkrieg

Im Vorfeld der Vollversammlung hatte es immer wieder Stimmen gegeben, die bedauert hatten, daß der konziliare Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung (GFS) nicht zum Thema dieser Vollversammlung gemacht worden sei, daß man die Chance nicht genutzt hatte, die brennenden Überlebensfragen am Ende des zweiten Jahrtausends ins Zentrum auch der theologischen Reflexion über die sichtbare Einheit der Kirchen zu stellen. Dieses Bedauern hatte nicht nur praktische Gründe – in der Fülle ökumenischer Themen war die Vorbereitung der Vollversammlung praktisch untergegangen, während der GFS-Prozeß jetzt doch in einer Reihe von Ländern, vor allem im Norden, in den Gemeinden verankert ist. Es gab auch Erwägungen, das, was dem ÖRK immer als sozialer und politischer Überhang angelastet wird, aus der Mitte des christlichen Bekenntnisses zu reflektieren und es in das Zentrum des Kirche-Seins zu stellen. Natürlich hat man das in Canberra versucht. Die vier Sektionen, die das Thema unter den Stichworten «Schöpfung», «Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit», «Versöhnung» und «Spiritualität» bearbeiteten, haben dazu nicht nur reiches Material, sondern auch viele detaillierte Anregungen zusammengetragen. Aber auch hier herrschte das «Additive» vor – Anliegen, die keine Lobby hatten, kamen nicht zur Sprache, und der Mangel an regionaler Vorbereitung war spürbar.

Die Debatte zum Krieg im Golf machte vollends klar, wie schwierig die im konziliaren Prozeß bereits gewonnenen Einsichten in einer realen politischen Entscheidungssituation zu vertreten sind. Sie wurden plötzlich wieder zu zusätzlichen Beliebigkeiten, während sich das «Eigentliche» der Kirchen aus anderen Quellen speiste, etwa aus traditionell theologischen Positionen zum Krieg.

Die Debatte zur Golferklärung gehörte für mich mit zum Schmerzlichsten der Vollversammlung. Schon in der ersten Plenarsitzung hatte *Jean Mayland* von der Delegation der anglikanischen Kirche die Meinung geäußert, der Krieg sei in diesem Fall das «kleinere Übel», gelte es doch, den Völkerrechtsbruch eines Aggressors in die Schranken zu weisen. Dieses Votum machte besonders deutlich, daß bei den Stellungnahmen zum Golfkrieg nationale Loyalitäten überwogen. Immerhin hatte Jean Mayland – als ehemalige Präsidentin des Ökumenischen Forums christlicher Frauen in Europa – den konziliaren Prozeß unter den christlichen Frauenorganisationen Europas mitbegleitet, in dem wir uns konkret mit Möglichkeiten der Versöhnung und der gewaltfreien Lösung von Konflikten auseinandergesetzt hatten. Im nationalen Dilemma schienen solche feministischen Höhenflüge vergessen – plötzlich gab es wieder die «Truppen Ihrer Majestät». Und «die boys» zu unterstützen hieß nicht, sich für einen sofortigen

³ Sie war (wie ich selber auch) Beobachterin für das Ökumenische Forum christlicher Frauen in Europa, das u. a. auch Katholikinnen umfaßt.

Waffenstillstand einzusetzen, sondern um den Sieg der Alliierten zu beten. In Modifizierung der Lehre vom gerechten Krieg vertrat die anglikanische Kirche die Auffassung von einem «zu rechtfertigenden» Krieg.

Eine Motion des Delegierten der EKD, *Konrad Raiser*, die im Rückgriff auf die in Basel und Seoul verabschiedeten Dokumente die Kirchen aufforderte, «jede theologische Rechtfertigung des Gebrauchs von militärischen Mitteln zur Durchsetzung von Macht- und Sicherheitsansprüchen aufzugeben und statt dessen eine Diskussion um das Konzept eines «gerechten Friedens» in Gang zu setzen», wurde zuerst angenommen, dann auf das Betreiben englischer und deutscher Delegierter wieder verworfen, weil man Angst hatte, ein solcher Passus könnte den ÖRK in pazifistischen Geruch bringen und damit die Annahme der gesamten «Erklärung zum Golf» gefährden. Offen blieb auch, ob die Erklärung eine besondere Beziehung von Christen zum Staat Israel formulieren sollte. Dafür hatten sich vor allem Delegierte aus Holland und der Schweiz eingesetzt. Die palästinensische Quäkerin *Jean Zaru* bat dagegen, die grundsätzliche Verbundenheit zwischen Juden und Christen nicht in ein kritikloses Verhältnis zum Staat Israel umzuwandeln. Dieser Staat ist Mitglied der Völkergemeinschaft und für seine Handlungen ebenso zur Verantwortung zu ziehen wie jeder andere Staat.

Heute, wo ich dies schreibe, haben die USA den Waffenstillstand aus der Position der Stärke erklärt. Der mit dem Golfkrieg erbrachte Beweis, daß Kriege wieder zu führen und zu gewinnen sind und daß die USA als unbestrittene Weltmacht auch künftig überall dort in der Welt mitmischen werden, wo ihre Interessen und die ihrer Bündnispartner auf dem Spiel stehen, macht die Erklärung nicht weniger aktuell: Kernstück ist nämlich die Bemühung um einen gerechten Frieden in der gesamten Region, die «das Recht aller Staaten, einschließlich Israels, bestätigt, in Frieden und frei von der Androhung oder Anwendung von Gewalt innerhalb sicherer und anerkannter Grenzen zu existieren». Was mich in Canberra am meisten getröstet hat, war die einmütige Haltung der amerikanischen Kirchen in diesem Konflikt. In der Medieneuphorie über den Aufmarsch der alliierten Streitkräfte sind Friedensbemühungen ja diskreditiert bzw. überhaupt nicht zur Kenntnis genommen worden. So haben wir erst von den amerikanischen Delegierten erfahren, daß sich praktisch alle Kirchen seit dem 2. August 1990 für eine gewaltfreie Lösung des Konflikts eingesetzt hatten. An einer Pressekonferenz erklärte der Bischof der US-Episkopalkirche, *Lee Browning*, daß er namens des nationalen Christenrates bei Präsident Bush selbst interveniert hätte und abgewiesen worden sei. In einem während der Vollversammlung veröffentlichten «Aufruf an die Kirchen» (den auch die katholischen Bischöfe mitunterzeichnet hatten), warnten die amerikanischen Kirchen vor einer billigen Siegermentalität und vor der theologischen Legitimierung dieses Krieges: «Gott ist auf der Seite der Leidenden.»

Im Hinblick auf die kommenden Friedensverhandlungen werden die amerikanischen Kirchen die in Canberra beschlossene *ökumenische Erklärung «Golfkrieg, Naher Osten und die Bedrohung des Weltfriedens»* vertreten und sich wohl besonders um jene Punkte bemühen, die die Einberufung einer Konferenz über Frieden, Sicherheit und Zusammenarbeit im Nahen Osten fordern, die auf eine verbindliche, der Helsinki-Schlüßakte ähnliche Charta zur Lösung der komplexen und massiven Probleme der Region hinarbeiten soll.

Die theologische Demontage vom gerechten Krieg muß allerdings alle umtreiben! Auch wenn uns die euphemistische Sprache der Medien und die gezielte Desinformation eines anderen belehren wollen: Der Golfkrieg war kein gerechter Krieg. Es gibt keine «klugen Bomben», sondern nur solche, die zerstören. Das Ausmaß der Vernichtung im Irak ist überhaupt nicht bekannt, und die Opfer werden vor unseren Augen verborgen. Diese doppelte Moral der Sieger müssen wir in Frage stellen.

Es gibt keine bequemen Feindbilder, in die wir uns retten können, sondern nur die schwieriger gewordene Aufgabe, den Krieg als Mittel der Konfliktlösung abzuschaffen. «Den Krieg haben wir studiert» hat die schwarze Pfarrerin *Jaqueline Grant* von der African Episcopal Methodist Church bei der Feier der Lima-Liturgie gepredigt. «Wir haben unsere Gelder, unsere Talente, unseren Erfindungsgeist in den Krieg gesteckt, und deswegen beherrschen wir ihn. Aber als Christen und Christinnen sollten wir eigentlich Frieden studieren. Die Gabe des Heiligen Geistes ist immer verbunden mit dem Auftrag, Frieden zu stiften.»

Übrigens: Die Tatsache, daß die Golfdebatte fast ausschließlich von weißen Männern aus dem Norden geführt wurde, beweist, daß die Drittwelt-Delegierten mit ganz anderen Kriegen beschäftigt sind: mit erdrückender Schuldenlast, wachsender Verelendung und dem Diktat der Wirtschaftsriesen USA, EG und Japan.

Ökumene – Gemeinschaft der Verschiedenen

Was die Vollversammlung in Canberra mehr umgetrieben hat als die Debatten über die Sektionsberichte, über die Erklärung zum Golfkrieg oder über die Programmrichtlinien für die Zukunft, war die Auseinandersetzung um die Nominierungen für den neuen Zentralausschuß und das Präsidium. Da machte sich zwar einerseits der Unmut über den Mangel an Aussprachemöglichkeiten fest. Aber andererseits traten hier auch einige grundsätzliche Fragen zutage, denen sich die Kirchen in den kommenden Jahren stellen müssen.

Eine Frage lautet, wer denn die Kirchen eigentlich vertritt. Im Laufe der Jahre hat der Ökumenische Rat ein immer ausgeklügelteres Quotensystem entwickelt, in dem es ein «gerechtes» Gleichgewicht zwischen Laien und Geistlichen, Hierarchen und Ortspfarrern, Frauen und Männern und jungen Leuten geben soll. Gar nicht zu reden von konfessioneller und regionaler Ausgewogenheit.

Darüber hinaus verlangen heute weitere Gruppierungen ihren Platz in der Kirche: behinderte Menschen, Minderheiten, wie etwa unterdrückte Urbevölkerungen: australische Aborigines, amerikanische Indianer, indische Dalit beanspruchten in Canberra authentisch Kirche zu sein und forderten uns gleichzeitig heraus, das ihnen angetane Unrecht wieder gutzumachen. Und selbstverständlich wollen sie in die kirchliche Gemeinschaft ihre eigenen Gaben und ihre theologischen Perspektiven einbringen. Das Nebeneinander der Verschiedenen ist also auch ein Nebeneinander verschiedener hermeneutischer Ansätze, und deswegen nicht – wie das der ÖRK immer

noch versucht – im Sinn demokratischer Mehrheiten zu lösen. Die Frage drängt sich auf, ob ein ekklesiologisches Problem auf dem Umweg über Quotenregelungen zu lösen ist. Immer wieder habe ich Delegierte gehört, die schimpften, daß die Quoten den Ökumenischen Rat zur «Bedeutungslosigkeit» heruntermanövrieren würden. Frauen und Jugendliche vertreten die Kirche also nicht in angemessener Weise. Die Frage, «wer die Kirche ist», muß deswegen in den Kirchen selbst neu gestellt und durchgekämpft werden. Ökumenische Quoten können dazu allenfalls Denkanstöße bieten.

Was schmerzte in Canberra war die Tatsache, daß Quotenkämpfe immer noch auf Kosten der Schwächeren ausgetragen werden: Ich säge der Schwächeren, weil ja Frauen und Jugendliche in der Welt nicht die Minderheit ausmachen, sondern allenfalls die machtlose und deshalb unterrepräsentierte Mehrheit. Als die Jugendlichen einen «Jugendpräsidenten» forderten, war klar, daß es eine Jugendpräsidentin sein würde, um so gleichzeitig die Quote der Frauen zu erfüllen. Hinter solchen Spielen verbirgt sich nicht einfach das Gerangel um Macht, sondern auch eine Unsicherheit über das, was eigentlich das Wesen der ökumenischen Gemeinschaft ausmacht. Darüber nachdenken müssen vor allem die Kirchen selbst.

Vielleicht haben die Orthodoxen damit begonnen, als sie in einer kritischen Erklärung einige grundlegende Differenzen auf den Tisch legten: So beanstandeten sie etwa das Verständnis der Person Jesu sowie des Heiligen Geistes, das Missionsverständnis, die Praxis des Dialogs mit den anderen Religionen sowie die Position der Frau in der Kirche. Daß der Ökumenische Rat diese Fragen ernst nehmen wird, beweist der Bericht des Ausschusses für Programmrichtlinien, der die Suche nach der sichtbaren Einheit, den konziliaren Prozeß sowie die Erarbeitung eines ganzheitlichen Missionsverständnisses in den Mittelpunkt der zukünftigen Programme stellt.

Daß auch die Orthodoxen diese Fragen nicht als Rückzugserklärung, sondern als Grundlage für den Dialog betrachten, beweist schon die Tatsache, daß der armenisch-orthodoxe Erzbischof *Aram Keshishian* zum neuen Vorsitzenden des Zentralausschusses gewählt worden ist. Das hat mir auch der bulgarische Metropolit *Demetian* von Vidan bestätigt: «Der Dialog zwischen Orthodoxie und Protestantismus hat an der Basis noch gar nicht Fuß gefaßt. Zwischen uns steht viel Unkenntnis, wir sprechen verschiedene Sprachen.» Und er fügte hinzu: «Am schönsten waren die Gemeindebesuche. Da habe ich etwas von der Sehnsucht von Christen aus aller Welt gespürt, wirklich eins zu sein im Heiligen Geist.»

Reinhild Trailter, Zürich

DIE KRAFT DER SCHWACHEN

Was bringen die evang. Kirchen der ehemaligen DDR in die neue Einheit mit?

Der vorliegende Text ist die durchgesehene Fassung eines Vortrags an einer Tagung der Evangelischen Akademie Hofgeismar (8. Dezember 1990) über Aspekte politischer Kultur im vereinigten Deutschland. Der Verfasser, Altbischof *Albrecht Schönherr*, 1911 in Katscher (Schlesien) geboren, war ein Schüler und Freund Dietrich Bonhoeffers an der Universität Berlin und am Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Finkenwalde. Von 1969 bis 1981 war er während dreier Amtsperioden Vorsitzender der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR und von 1973 bis 1981 Bischof für den DDR-Bereich der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg. Er war bestimmend bei der Option des Bundes der Evangelischen Kirchen der DDR (BEK) als einer «Kirche im Sozialismus» (Synode von Eisenach 1971) und führte die Delegation des BEK in dem entscheidenden Gespräch zwischen dem Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker und des BEK (6. März 1978) an.

Mit den in getrennten Sitzungen tagenden Synoden der EKD und des BEK in Berlin (25. Februar 1991) wurde die Vereinigung der beiden

evangelischen Kirchen vollzogen, nachdem mit der Loccumer Erklärung (Januar 1990) und den Synoden der EKD (4. bis 9. November 1990 in Travemünde) und der BEK (21. bis 25. September 1990 in Leipzig) die Vorbedingungen für den Einigungsentscheid geschaffen wurden. (Red.)

Als noch vor dem Ersten Weltkrieg Geborener habe ich drei Zusammenbrüche erlebt: 1918, 1945 und 1989. Alle drei waren zugleich Neuanfänge. Was haben sie für die Kirche ausgetragen? (Mit «Kirche» ist im folgenden die evangelische Kirche, besonders in der DDR, gemeint.)

Den tiefen Einschnitt von 1918 übergehe ich. In der Folgezeit von 1945 war nicht viel davon zu spüren, daß die *Bekennende Kirche* in den vorhergehenden elf Jahren erhebliche geistliche Erfahrungen gemacht hatte. Hunger, Kälte, Sorge um die Familien und das Bestreben, möglichst bald wieder zu einer funktionsfähigen Kirche zu kommen, haben dafür gesorgt,

daß auf dem Wege zum neuen Zusammenschluß der Evangelischen Kirchen, der *Evangelischen Kirche in Deutschland* (EKiD), organisatorische Fragen im Mittelpunkt standen.

Heute besteht die gleiche Gefahr. Das rasante Tempo der wirtschaftlichen und politischen Anpassung der fünf neuen Bundesländer an die alte Bundesrepublik läßt nicht viel Zeit, sorgfältig zu erwägen, was denn nun am bisherigen System das eigentlich Schlimme war und was wert gewesen wäre, in das Neue hinübergerettet zu werden. Die Neigung, die Misere des gestürzten Systems auf alles und jedes zu übertragen, ist groß. Bei der letzten EKiD-Synode in Travemünde (4.–9. November 1990) gab es sensible Stimmen, die wohlthaten. Daneben hört man es aber auch so, harsch und selbstgefällig: Zierrt euch nicht so! Sorgt dafür, daß ihr endlich wieder eine ordentliche Kirche (wie wir) werdet!

Wer die Hitlerzeit mit offenen Augen und Ohren miterlebt hat, kann die danach entstandene Zweiteilung Deutschlands nicht nur als eine politische Fehlentwicklung ansehen, kann sich nicht mit gegenseitigen Schuldzuweisungen («Spalter») begnügen. Ich glaube daran, daß «Gott im Regimente» sitzt. Der Mensch erntet, was er gesät hat. Wir hatten uns, und ich schließe mich voll ein, zu wenig Mühe gemacht, uns gegen die Lügen zu wehren, die aus dem Überfall auf Polen und auf die Sowjetunion einen Defensivkrieg machen wollten. Wir wollten das Herrenvolk sein, das sich die andern zu Knechten machen durfte. Nun lagen wir am Boden, entmachtet und geteilt. Noch einmal: Das ist ein Glaubensurteil. Darum habe ich mich als Mitschuldiger verpflichtet gewußt, zum Guten zu helfen und nicht von vornherein den bei uns entstandenen Staat als uns vom ehemaligen Feinde aufgenötigt und darum für mich nicht als relevant anzusehen. Ich habe ihm zunächst in seinem sozialen Willen eine Chance geben wollen.

Ich spreche als einer, der von 1963 bis 1981 in kirchenleitender Position gewesen ist. Wir haben in einer uns allen ungewohnten Situation versucht, den Gemeinden Wege in eine ihnen unheimliche Zukunft zu weisen. «Wir», das waren Kirchenleitungen, Synoden, Ausschüsse, die acht Bischöfe. Aber wir haben auch erlebt, daß das, was mit viel Mühe und auch einigem Mut zustande kam, an der «Basis» oft kaum Wurzeln geschlagen hat. In der neuen Situation lebten die Gemeinden weithin noch in den alten Denkvorstellungen. Was der Kopf hatte wahrnehmen müssen, reichte oft nicht bis ins Herz hinein. Dazu kam das übliche Mißtrauen gegen alles, was «von oben» kommt. So wird das, was im folgenden auszuführen ist, nicht immer als common sense der Gemeinden anzusehen sein.

Endlich noch etwas, was mir in den vergangenen Monaten viel Kummer gemacht hat. Da reden Christenmenschen davon, daß ihnen vierzig Jahre ihres Lebens «gestohlen» worden seien. Andere, daß das, was von der «maroden» DDR übriggeblieben sei, schleunigst auf den Müllhaufen der Geschichte gehöre. Früher zeigte man in den Medien Bilder, über die man sich freuen konnte: das neugestaltete Nicolaiquartier in Berlin, die sorgfältig wiederaufgebaute Semperoper in Dresden; heute bekommt man fast nur abbröckelnde Fassaden und kaputte Fabriken zu sehen. Die Kirchen fallen gleich mit unter diese Art von Berichterstattung. Man zeigt und spricht von verfallenden Dorfkirchen und verliert kein Wort über die nicht geringe Anzahl (mit der Hilfe der staatlichen Denkmalschützer und der westlichen Finanzhilfe) schön erneuerter Gotteshäuser. Alles auf den Müll der Geschichte! Und die Menschen – auch die Christenmenschen –, sie waren geduckt, freudlos, verzagt. Als ob Gott um diese Länder einen Bogen gemacht hätte! Die Kirchen wurden bedrängt, sie sind angeschlagen, sie sind klein geworden. Aber sie sind nicht «marode» oder gar kaputt. Vielmehr: Sie sind an Erfahrungen reicher geworden, die andere Kirchen in Wohlstand und Wohlgefallenheit nicht so machen können.

Dazu Dietrich Bonhoeffer: «Da die Zeit das kostbarste, weil

unwiederbringlichste Gut ist, über das wir verfügen, beunruhigt uns bei jedem Rückblick der Gedanke etwa verlorener Zeit. Verloren wäre die Zeit, in der wir nicht als Menschen gelebt, Erfahrungen gemacht, gelernt, geschaffen, genossen und gelitten hätten. Verlorene Zeit ist unausgefüllte, leere Zeit. Das sind die vergangenen Jahre gewiß nicht gewesen. Vieles, Unermeßliches haben wir verloren, aber die Zeit war nicht verloren ... Wie Vergessenkönnen wohl eine Gnade ist, so gehört doch das Gedächtnis, das Wiederholen empfangener Lehren, zum verantwortlichen Leben.»¹

Evangelische Kirche im zweigeteilten Deutschland

Diese Erfahrungen wollen wir in die neue Einheit einbringen. Ich spreche im folgenden nicht über die nicht geringen äußeren Probleme. Daß die neugewonnene Einheit Deutschlands auch die Wiedervereinigung der Kirchen nahelegt, unterliegt keinem Zweifel. Die Kirchen in der Bundesrepublik und der Deutschen Demokratischen Republik hatten sich getrennt, um ihren Auftrag in den politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich so verschiedenen Gebieten besser wahrnehmen zu können. Für viele war die eine evangelische Kirche die einzige noch bestehende Klammer zwischen den beiden deutschen Staaten. Weil sich die Gesellschaftsordnungen der beiden Staaten mehr und mehr voneinander entfernten, wurde es immer weniger möglich, zu anstehenden Fragen in beide Richtungen Stellung zu nehmen. Es galt, den Verdacht abzuwenden, kritische Einwände seien jedesmal von der andern Seite inspiriert. Auch wäre es auf die Dauer ungesund gewesen, wenn im Rat der EKiD Entscheidungen von solchen seiner Mitglieder getroffen worden wären, die, weil sie außerhalb des Staatsgebietes ansässig waren, dafür nicht mit ihrer Person einstehen konnten. Dazu kamen die massiven Einwirkungen des DDR-Staates: Die Synode und der Rat konnten nicht mehr an einem Ort zusammenkommen. Gemeinsame Entscheidungen waren nicht mehr möglich. Endlich machte es die neue Verfassung der DDR von 1968 unmöglich, legal an der Einheit der EKD festzuhalten. Wird die Einheit aber vorzeitig hergestellt, besteht die Gefahr, lediglich eine basisfremde Nur-Verwaltung zustande zu bringen. Sie ist zu vollziehen, wenn die Verhältnisse sich weithin aneinander angeghen haben. Übrigens: Die kirchliche Einheit vollzieht sich nicht nach Artikel 23 GG! Hier wollen Kirchen wieder zusammenkommen, die sich 1969 in freier Partnerschaft gegenseitig freigegeben haben.

Dies mußte so ausführlich dargelegt werden, weil es offenbar die Meinung gibt, der *Bund der Evangelischen Kirchen* (BEK) sei lediglich durch den Druck des Staates zustande gekommen und die Trennung darum kirchenrechtlich irrelevant. Die organisatorische Einheit sei nicht wirklich gelöst, sie ruhe lediglich und könne jederzeit wieder zum Leben erweckt werden. Hätten wir in der DDR wirklich nur auf den «Tag x» gestarrt, an dem wir wieder eine Einheit sein würden? Ich denke, wir haben im Bund der Evangelischen Kirchen ein reiches, eigenes Leben entfaltet. Wir haben versucht, unsere Situation im Glauben zu verstehen und danach zu handeln. Wir haben auf neue die Erfahrung gemacht, daß Zeiten der Bedrückung für die Kirchen Zeiten der Heimsuchung (in der präzisen Bedeutung des Wortes) sein können. Wir haben eine gemeindenahere Jugendarbeit und Christenlehre aufbauen können, wir haben (wenn auch lasch genug!) ein wenig mehr Bewußtheit dafür wecken können, daß unsere Mitverantwortung für die Gemeinde auch den Geldbeutel einschließt. Wir haben die wichtigen Fragen von Kirche und Gesellschaft, von Erziehung und Gemeindeaufbau, von Ökumene und Kirchengemeinschaft in Kommissionen und Ausschüssen verhandelt, in denen Christen von der «Basis» eine wichtige Rolle gespielt haben.

Dabei haben beide Seiten das besondere geistliche Band, zu dem sie sich in ihren Grundordnungen bekannt hatten, strikt

¹ D. Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*. Neuausgabe. München 1977, S. 11; im folgenden im Text mit WEN zitiert.

festgehalten und mit der Zeit immer mehr verstärkt. Auch darin haben wir unsere Freiheit bewährt. Immerhin haben wir es durch Geduld und Zähigkeit erreicht, daß der Staat die besondere Gemeinschaft zwischen EKD und BEK im Jahre 1980 faktisch anerkannt hat. In dieser Gemeinschaft haben wir DDR-Christen vielfältige Hilfe der EKid auf geistigem und finanziellem Gebiet dankbar angenommen: Ich nenne neben den gewaltigen finanziellen Zuwendungen die Bücherspenden, die Ermöglichung von gemeinsamen Tagungen und von ökumenischen Kontakten und vor allem die Fülle der Partnerschaften zwischen Gemeinden in Ost und West.

Wenn wir jetzt wieder zusammenkommen werden, ist das ein ganz normaler Vorgang. Er wird freilich schwierig genug werden, wenn wir an die so verschiedenen Größenverhältnisse und die so unterschiedliche ökonomische Kraft denken. Nur dann gehen wir ehrlich und offen den Weg in die Einheit, wenn wir von den andern erwarten, daß sie uns bereichern, aber auch, daß sie uns in Frage stellen. Wir haben manchmal den Eindruck, daß von westlichen Partnern allzu bequem und selbstgerecht der zahlenmäßige und ökonomische «Erfolg» als der einzig gültige Maßstab angesehen wird. Wir aus der ehemaligen DDR reagieren dann leicht trotzig und auf andere Weise selbstgerecht, als könnten wir die Erfahrungen einer eingeeengten Kirche einfach auf die ganz anderen Verhältnisse in der Bundesrepublik übertragen.

Für uns war die DDR das Feld, auf das uns Gott gerufen hat und auf dem wir uns bewähren sollten. Der Abschied wird uns darum nicht so leicht, wie man es wohl meist erwartet. Wir haben in diesen vierzig Jahren Niederlagen und Siege erlebt – Siege über unsere Feigheit und Angst und über den ideologischen Starrsinn der weltlichen Macht. Wir haben erfahren, daß Gott Gebete erhört, aber auch, daß er sich verweigert. Wir haben Erfahrungen mit Menschlichkeit und Unmenschlichkeiten gemacht und dabei festgestellt, daß es auch in der ehemaligen SED Leute mit Verantwortungsgefühl und Menschenliebe, mit Toleranz und Achtung vor tapferer Gesinnung gab.

Verbindliche Kirche

Wir haben gewiß keine fertigen Lösungen einzubringen, schon gar nicht unter so veränderten Verhältnissen. Es kann sich nur um Anstöße handeln. Es wird schwer genug sein, dafür zu sorgen, daß diese Anstöße nicht einfach von den Gummiwänden eines künftigen Wohlstandes absorbiert werden.

Viele Christen haben erfahren: Wenn sie sich klar zu ihrem Glauben bekannt haben, wurde das respektiert. Sie haben zwar keine leitenden Posten bekommen. Aber solche Parteiangehörigen, die selber für ihre Überzeugung die Haut zum Markte getragen hatten, haben der anderen Überzeugung, wenn sie mutig vertreten wurde, Achtung entgegengebracht.

Die Kirchen in der DDR haben sich als *Zeugnis- und Dienstgemeinschaft* bekannt. Sie wollten damit sagen: Die Kirche Jesu Christi ist kein Selbstzweck. Ihre Hauptsorge kann nicht ihr Überleben sein. Ihr Auftrag ist, Zeugnis abzugeben von ihrem auferstandenen Herrn; dieses Zeugnis weist sie zum Dienst am Menschen. Weil Christus für alle Menschen, also auch für Atheisten, gestorben ist, darum gilt ihr *Zeugnis* auch diesen. Es ist uns Christen aus der früheren DDR wichtig, daß wir das Gespräch mit ihnen nicht abreißen lassen. Wir sollten sie heute nicht mit pharisäischem Hochmut in ihrem Unglauben bestärken, sondern sie mit Wort und Tat zu gewinnen versuchen. Wir denken auch daran, daß marxistische Philosophen seit Jahren das Gespräch mit uns Christen gesucht haben, auch als sich das Verhältnis Staat/Kirche in den letzten Jahren aufs neue zugespitzt hat.

Aber es ging nicht nur um strategische Fragen im Gegenüber von Kirche und Staat. Die Evangelischen Kirchen haben ihren Zusammenschluß bewußt «Bund» genannt; sie wollten gerade so immer wieder an die Aufgabe erinnert werden, sich ernst-

haft und gründlich darum zu bemühen, daß ihre *Gemeinschaft* auch substanzial *Kirche* werde. Die Arbeit des Ausschusses «Kirchengemeinschaft» half, die Bemühungen um die «Leuenberger Konkordie» der Lutheraner und Reformierten aktiv zu unterstützen. Daß die Konkordie von allen Landeskirchen angenommen wurde, war die Grundlage für die Aussage: Der Bund der Evangelischen Kirchen ist als solcher Kirche. Zwar ist eine Reform der Verfassung, die diese Aussage in Strukturen umsetzen wollte, gescheitert. Aber von den Bemühungen der achtziger Jahre blieb eine wichtige Frucht: die «Gemeinsame Erklärung zu den theologischen Grundlagen der Kirche». Wir hoffen, daß diese Entscheidung, mit der wir der EKD voraus sind, auch in der größeren Gemeinschaft dazu beitragen kann, der Evangelischen Kirche in Deutschland zur vollen theologischen Qualität einer Kirche zu verhelfen.

Ekklesiologische Grundfragen und ihre Konsequenzen

Das Gegenüber zur atheistischen Partei und des von ihr gelenkten Staates hat uns immer wieder vor die Notwendigkeit gestellt, die fundamentalen Fragen der Ekklesiologie zu bedenken. Ein Beispiel ist der Kampf um die «Veranstaltungsverordnung» vom Jahresende 1969, mit der der Staat sich das Recht sichern wollte, darüber zu entscheiden, was genuin kirchliche Handlungen sind und was nicht. Wir haben dieser Verordnung mehr als zwei Jahre widerstanden, obwohl der Staat hohe Ordnungsstrafen verhängte. Dann lenkte er ein. In diesen Auseinandersetzungen haben wir bekräftigt, was schon die Bekennende Kirche erkannt hatte: Die Kirche lebt allein von ihrem Auftrag. Ihre Existenz besteht allein in der Wahrheit, d. h. in ihrer Gebundenheit an Christus. Sonst hat sie – darin unterschieden von anderen gesellschaftlichen Größen – nur eine gespenstische Scheinexistenz. Wir möchten diesen theologischen Ernst nicht zugunsten von Strukturfragen und soziologischen Erwägungen verleugnen.



Ein kritischer Rückblick auf 75 Jahre Kirchengeschichte: ein autobiographisches und zugleich hochaktuelles Werk.

Herbert Haag Mein Weg mit der Kirche

224 Seiten, gebunden
Fr. 29.80

Buchpremiere am

Freitag, 22. März, um 18.30 Uhr

in der

BÜCHHANDLUNG DR. VETTER
Schneidergasse 27
4001 Basel

Signierte Exemplare
können Sie telefonisch
bestellen:
Tel. (061) 259628
Fax (061) 250078



In diesem Zusammenhang müssen wir einige Fragen stellen. Die Kirchen in den neuen Bundesländern haben sich schnell – allzu schnell – dazu bewegen lassen, einer Kirchensteuerpraxis nach dem Muster der bisherigen Bundesrepublik zuzustimmen. Deren Praxis ist eingefahren und ermöglicht den Kirchen, viel Gutes zu tun – auch an uns. Hier soll nur davon die Rede sein, daß diese Praxis unmittelbar und unvorbereitet auf die Kirchen in der ehemaligen DDR übertragen wurde. Praktisch gibt es dort seit 1951 keine Kirchensteuer mehr, obwohl der Name «Kirchensteuer» bedauerlicherweise beibehalten wurde. Dort werden freiwillige, geordnete Beiträge erhoben. Ich will nicht von pragmatischen Aspekten, z. B. von der Kirchenaustrittswelle, sprechen, an denen die Freidenker nur ihre Freude haben können. Gravierend scheint mir zu sein, daß die Finanzämter in der bisherigen Bundesrepublik nur die Alternative zulassen: zahlen oder aus der Kirche austreten. Damit wird der Kirchenaustritt geistlich nicht mehr ernst genommen. Allenthalben ist zu hören: Ich bleibe ein Christ, aber ich habe keine Lust, mein Geld für den oder jenen Zweck zu geben. Nach meiner Überzeugung haben Kirchenglieder und Kirchenaustritt sehr viel mit dem Glauben zu tun. Die korinthische Gemeinde – und zwar diese konkrete, mit soviel Flecken beschmutzte Gemeinde – wird darauf angedredet, «Leib Christi» zu sein (1 Kor 12, 26 ff.). Die Flucht in eine unsichtbare Kirche der persönlichen Meinungen oder privaten Frömmigkeit ist weder neutestamentlich noch reformatorisch. Der Kirchenaustritt ist keineswegs religiös belanglos. Wer nicht an den Lasten der Kirche teilnehmen will, trennt sich auch von dem Segen, den sie zu vermitteln hat. Er trennt sich von der Liebe. Mit dem Geld der Kirchen wird eine Fülle von Werken der Barmherzigkeit getragen. Die Kirchen leisten Erhebliches auf dem Gebiet der Diakonie, der Entwicklungshilfe und der heute so besonders nötigen Ausländerfürsorge, um nur einiges zu nennen.

Kritische Kirche

Die Kirchen befanden sich in der DDR im Gegensatz zu einem Staat, der meinte, den Sozialismus nur praktizieren zu können, wenn alle Macht in seiner Hand sei. Die Kirche aber muß – um ihres Auftrages willen, den sie von Gott hat – frei sein. Das hat sie in der Zeit des Kirchenkampfes gegen den Nationalsozialismus neu gelernt und bewährt. Das hat sie auch in den letzten vierzig Jahren einigermaßen durchgehalten. Ein Beispiel: Dem Staat wurde auf die Zusammensetzung kirchli-

cher Gremien, z. B. der Synoden, keinerlei Einfluß zugestanden. Auch die leitenden Ämter wurden ohne jede Mitwirkung des Staates besetzt. In anderen sozialistischen Staaten war das bekanntlich anders.

Wir haben wieder einmal mit Schrecken feststellen müssen, wie sehr Macht korrumpiert. Das wurde in dem ganzen Ausmaß freilich erst im nachhinein deutlich. Dabei ist der Sozialismus als Menschenrechtsbewegung angetreten. Und wer wollte leugnen, daß die sozialen Errungenschaften, die auch in der freien Marktwirtschaft der Bundesrepublik gelten und auf die sie mit Recht stolz ist, weithin dem Kampf der Sozialdemokratie schon in der Kaiserzeit zu verdanken sind. Der Sozialismus in der DDR, der sich selbst als «realen Sozialismus bezeichnet und damit den Sozialismus als ganzen diskreditiert hat, verstand sich als eine große Erziehungsanstalt: Das Sein bestimmt zwar das Bewußtsein, aber das geht nicht ohne erzieherische Maßnahmen ab. Die «sozialistische Persönlichkeit» war das erklärte Erziehungsziel. Aber diese Erziehung glich der in einem geschlossenen Jugendwerkhof. Die Erziehungsmethoden waren höchst unpädagogisch: Gängelei, Indoktrination, ständige Kontrollen, als entscheidender Antrieb Lohn und Strafe. So wurde aus dem guten Ansatz eine schlimme Perversion. Zu einem Sozialismus, der sich als Einheit von Wirtschaft und Sozialpolitik verstand, gehört ökonomische Macht. Aber gerade die schwand mehr und mehr dahin. Die Gründe sind bekannt. So kam es zuletzt nur auf die Verteidigung der eigenen Macht an. Darum das schreckliche Spitzelwesen, das in sich den Trieb zur Perfektion trägt: «Wir müssen alles wissen» (Mielke). Weil man den Besitz der eigenen Macht mit der Verwirklichung des Sozialismus verwechselte, ging es zuletzt nur noch darum, unbedingt die Macht festzuhalten. Wahrscheinlich haben nur die immer noch vorhandenen Reste humanistischer Gesinnung eine «chinesische Lösung» im letzten Augenblick verhindert.

Der neue Staat, in dem wir uns jetzt befinden, ist gewiß anderer Art. Aber die menschliche Natur ist auch über die Grenzen der Systeme hin vergleichbar. Die Kirche dessen, der die «Sanftmütigen», d. h. die auf Macht Verzichtenden (Mt 5,5), selig gepriesen hat, weiß etwas von der Verführbarkeit der Macht und von der Eskalation der Gewalt. Wir dürfen die Macht nicht dem Selbstlauf überlassen. Nicht die Partei an der Macht zu halten oder sie zur Macht zu bringen, kann das letzte Ziel sein. Wohl sollen sich die Christen und die Kirche in ihrer von Gott gestellten Aufgabe mit den Regierenden solidarisch wissen, für Recht und Frieden zu sorgen (Barmer Theologische Erklärung V). Aber das muß, wie wir immer betont haben, eine «kritische Solidarität» sein.

Der Kirche selbst steht keine äußere Macht zu. War Macht für sie bisher Bedrohung, so ist sie jetzt Verlockung. Sie hat gelernt: Gottes Kraft «ist in den Schwachen mächtig» (2 Kor 12,9). Ihre «Macht» kann nur in ihren Argumenten liegen, die von der Bereitschaft, selbstlos zu helfen, begleitet werden. Wir sind froh, daß die Worte der Kirchen in der DDR durch eine reiche Arbeit in der Diakonie interpretiert werden konnten – ein Vorzug, den viele Kirchen in den sozialistischen Staaten nicht hatten. Von äußerer Macht getrennt, hörten sie die Aufforderung, sich ganz auf Gottes Macht zu verlassen. In diesem Vertrauen allein ist sie wirklich frei.

In dieser Freiheit hat sich die Kirche der Aufgabe gestellt, ihre Zeugnis- und Dienstgemeinschaft in der sozialistischen Gesellschaft der DDR zu praktizieren – mit der allerdings mißverständlichen Kurzformel «Kirche im Sozialismus». «Wenn die jetzt auf einmal so verfemte Formel «Kirche im Sozialismus» einen Sinn hatte, so diesen, daß die Kirche eben nicht neben der staatlich sanktionierten Politikauffassung ihren Platz hat, sondern sich um der Menschen willen einmischen muß in die Staatsauffassung über Macht, Ordnung, Wirtschaft usw., Kirche steht mitten drin in diesen Verhältnissen und läßt sich nicht an den Rand drücken, in einen Bereich der Innerlichkeit und

La Faculté de théologie catholique de Fribourg met au concours

la chaire de théologie morale en langue française

qui s'ajoute à la chaire de morale fondamentale. Le doctorat en théologie est requis. Les dossiers des candidatures sont à adresser jusqu'au 31 mai 1991 au:

Doyen de la Faculté de théologie de l'Université de Fribourg
Miséricorde, CH-1700 Fribourg/Suisse

der Seelenmassage.»² «Die Kurzformel «Kirche im Sozialismus» war als Auftragsbestimmung für eine Kirche gemeint, die ihre Freiheit ihrem Auftrag verdankt (Barmen VI) und nicht den Freiräumen, die Staat und Gesellschaft ihr zubilligen. Zwischen Anpassung und Verweigerung hat die Kirche sich um kritische Solidarität bemüht».³

Zeugnis- und Dienstgemeinschaft

Kirche ohne Macht heißt nicht: Kirche in der Nische, abwartend, daß der Regen vorübergeht. «Tatenloses Abwarten und stumpfes Zuschauen sind keine christlichen Haltungen» (D. Bonhoeffer, WEN, S. 24). Auch in einem System, das alle Macht für die eine Partei und ihren Staat beansprucht, hat die Kirche den Auftrag, an die Verantwortung «für das Ganze» zu erinnern und sich ihr selbst zu stellen.

Wo Verantwortung übernommen wird, bleibt nicht aus, daß man schuldig wird. Die Kirchen in der ehemaligen DDR machen da keine Ausnahme. Vor eifertigen Schuldbekennnissen ist zu warnen. Zur Zeit schießen sie ins Kraut und werden billig. Wir werden noch längere Zeit und mit viel Sorgfalt darüber nachzudenken haben. Wir werden uns z. B. zu fragen haben, ob wir es wirklich immer durchgehalten haben, «Kirche für andere» (Bonhoeffer) zu sein. Haben wir unsere Existenz wirklich und immer für andere aufs Spiel gesetzt? Wir haben unter dem Leidensdruck eine ganze Menge geistlicher Erkenntnisse gewinnen können. Haben wir sie in die Tat umgesetzt? Haben wir manchmal doch mehr Angst gehabt, als Freiheit bewährt? Haben wir immer die Grenze eingehalten zwischen einer – um des europäischen Gleichgewichtes willen politisch notwendigen – Stabilisierung des DDR-Staates und der Rechtfertigung des DDR-Systems? Haben wir den schmalen Grat zwischen Opposition und Opportunismus begangen, ohne auch Fehlritte zu tun?

Eine Erkenntnis haben wir gewonnen, die wir nicht preisgeben möchten: Die Trennung von Staat und Kirche ist für beide Teile gut. Das hat schon Luther mit seiner Zwei-Reiche-Lehre gemeint. Die Trennung ist – nach der Ehe von Thron und Altar – auch ein wesentlicher Ertrag des Kampfes der Bekennenden Kirche gewesen. Trennung von Staat und Kirche bedeutet ja nicht, wie die SED es wollte, Trennung der Kirche von der Gesellschaft. Daß die Pfarrer aus der ehemaligen DDR zum Anarchismus neigten, ist ein böses Mißverständnis. Die Kirche verteufelt die Macht nicht, sie bejaht den Auftrag, den die Machtträger von Gott haben. Noch weniger ist sie bestrebt, Staat im Staate zu sein. Aber sie hat einen «prophetischen» Auftrag. Sie braucht Unabhängigkeit ihrer Entscheidungen, weil sie sich allein von Gottes Auftrag gebunden weiß. Beispiel: die Frage des Wehrdienstes und der Sicherung des Friedens. Weil der *Bund der Evangelischen Kirchen* unabhängig war, konnte er ein Bekenntnis gegen «Geist, Logik und Praxis der Abschreckung» ablegen (Synode des Bundes der Ev. Kirchen, Görlitz 1987), konnte er sich mindestens für die Gleichberechtigung des zivilen Friedensdienstes, wenn nicht für dessen Vorrang als «deutlicheres Friedenszeichen» aussprechen. Die Kirchen im Raum der ehemaligen DDR wollen darum auch den Militärseelsorgevertrag nicht übernehmen, weil sie in der staatlichen Beamtung der Militärpfarrer eine Vermischung der beiden Reiche sehen. Vorauszusetzen ist: Der Christ in der DDR ist für den militärischen Bereich überhaupt äußerst sensibel. Das Problem ist für ihn nicht so sehr die besondere Rolle der NVA, sondern der Sinn militärischer Rüstung und Gewalt überhaupt, auf welcher Seite auch im-

mer. Es ist unbestritten, ja selbstverständlich, daß der Soldat der NVA, und nicht nur er, in dieser Zeit großer Wandlungen, besondere seelsorgerliche Zuwendung braucht. Aber ist nicht mit einer speziellen, von der übrigen abgehobenen Seelsorge die Gefahr gegeben, daß sich die seelsorgerliche Bemühung allein auf das Privatleben des Soldaten erstreckt? Hat der Militärseelsorger, Beamter auf Zeit, wirklich die volle Freiheit, auch politische Fragen kritisch zur Diskussion zu stellen? Hat er – dies als Extremfall – die Freiheit, dem Soldaten die Befehlsverweigerung nahezu legen, wenn ihn das Gewissen dazu zwingt?

Kritische Solidarität in der Demokratie

«Hatte die Kirche sich bisher dagegen zu wehren, aus der Gesellschaft ausgegrenzt zu werden, wird sie jetzt darauf achten müssen, nicht für gesellschaftliche Interessen und Programme vereinnahmt oder mit politischen Strömungen identifiziert zu werden» (Bleibender Auftrag, S. 11f.). Auch eine demokratische Gesellschaft bedarf kritischer Solidarität. Auch sie ist trotz gegenseitiger Kontrolle nicht frei vom Mißbrauch der Macht. Weil sie sich eigentlich in einem ständigen Wahlkampf befindet, sproßt der Parteeigotismus kräftig, werden unpopuläre Entscheidungen, die Opfer fordern – zu denken ist an die gewaltige Umweltproblematik –, gern auf die lange Bank geschoben.

Die Kirchen in der DDR haben aufs neue gelernt, daß der Christ zu gesellschaftlicher und politischer Verantwortung bereit sein muß. Der Mensch im privaten und im politischen Raum ist einer. Da der Glaube den ganzen Menschen erfaßt, kann das Gebiet des Politischen für ihn nicht irrelevant sein. Das haben wir dem Staat, der die liberale These, Religion sei Privatsache, vertreten hat, immer wieder klarmachen müssen. Diese Überzeugung war eine der wichtigsten Voraussetzungen der gewaltlosen Revolution des vorigen Jahres. Wichtige Vorarbeit leistete der Konziliare Prozeß, an dem sich alle DDR-Kirchen intensiv beteiligt haben. Die Ergebnisse der Dresdener Versammlung vom Frühjahr des vorigen Jahres gingen nicht nur in die europäische Versammlung in Basel und die Weltversammlung in Seoul ein, sondern waren auch eine wichtige ideelle Vorbereitung der Umwälzungen des Oktobers 1989. Das gleiche gilt von der Synode des *Bundes der Evangelischen Kirche* vom September 1989.

Eine kritische Kirche, die sich an den Auftrag gebunden weiß, wie ihn die Propheten des Alten Bundes ausgeübt haben, hat



Missionsgesellschaft Bethlehem Immensee

Sie sind Theologin oder Theologe und verfügen über einen Hochschulabschluß. Sie haben sich in Jugendarbeit und/oder Erwachsenenbildung weitergebildet und darin praktische Erfahrung gesammelt. Sie sind teamfähig und haben evtl. während einiger Zeit ein Arbeitsteam geleitet. Sie haben vielleicht einige Jahre in einem Land der Zwei-Drittel-Welt ihre Fähigkeiten den Marginalisierten zur Verfügung gestellt.

Im Missionshaus Immensee erwarten Sie ab 1. Juli 1991 (oder nach Vereinbarung) als

Leiterin/Leiter des Informationsdienstes

folgende Aufgaben: Planung, Koordination und Evaluation der Informationsarbeit eines Teams von fünf Referenten; Erarbeitung von Informations- und Bildungsmaterialien für missionarische Bewußtseinsbildung; Mitgestaltung der Öffentlichkeitsarbeit der Missionsgesellschaft Bethlehem Immensee.

Setzen Sie sich mit Ihrem zukünftigen Vorgesetzten, Walter Eigel SMB, in Verbindung. Telefon (041) 815181

² G. Planer-Friedrich, An die Selbstgerechten. Trauerarbeit am Verlust der DDR-Geschichte, in: Evangelische Kommentare 23 (1990) S. 599.

³ Bleibender Auftrag unter neuen Herausforderungen. Überlegungen zum Weg unserer Kirche in das vereinigte Deutschland. Hrsg. vom Bund der Evangelischen Kirchen 1990, S. 11; auch in Potsdamer Kirche 1990/35 und Übergänge 16 (1990) S. 135–138; im folgenden wird mit «Bleibender Auftrag» und Angabe der Seitenzahl zitiert.

in den «neuen Bundesländern» viel zu tun. Sie muß dafür eintreten, daß Recht und Wahrhaftigkeit wieder zur Geltung kommen. Diese beiden Grundwerte menschlichen Zusammenlebens sind ja nicht erst seit dem Kriege, sondern bereits seit 1933 außer Kurs gesetzt worden. Die Kirche muß helfen bei der Aufarbeitung der Vergangenheit. Sie hat an die «lautlose, selbstverschuldete Anpassung» zu erinnern, der sich die Mehrzahl schuldig gemacht hat, sie muß versuchen, zur Heilung von der Schizophrenie beizutragen, die eine der schwersten Krankheiten der Vergangenheit war. Sie muß hart gegen die jetzt wieder – wie 1945 – grassierende Verdrängung der eigenen Schuld vorgehen: Alle wollen Opfer gewesen sein, Schuld haben die Sündenböcke Honnecker, Mielke und Mittag. Anders als nach 1945 werden jetzt Richter und Staatsanwälte überprüft. Einige werden ausgesondert werden. Es muß endlich zu einer möglichst unabhängigen Rechtsprechung kommen. Diesen Prozeß wird die Kirche zu beobachten und nach Kräften zu unterstützen haben. Sie darf sich nicht unpolitisch in den Ruhestand zurückziehen, sie muß ihre Rolle als unbequeme Querdenkerin spielen, wie sie ihr von der Bibel verordnet ist.

Wahrhaftige Kirche

Hoffentlich vergessen wir Christen aus der ehemaligen DDR nicht, uns immer wieder einmal klarzumachen, wie es um uns wirklich steht – und Folgerungen daraus zu ziehen. Eine Kirche sollte nicht mehr scheinen wollen, als sie wirklich ist. Sie ist keine Volkskirche mehr – was das im einzelnen auch bedeuten mag. Der Begriff ist dubios, weil unpräzise und weder biblisch noch reformatorisch begründbar. Man kann aus ihm herausholen, was man in ihn hineingelegt hat. Von «Volkskirche» in einem vertretbaren Sinne wird man doch nur sprechen können, wenn das Verhalten der Mehrheit eines Volkes von christlichem Geist geprägt ist und mit der Bibel einigermaßen vertraut ist, wenn die Eltern ihren Kindern biblische Geschichten erzählen und mit ihnen zum Gottesdienst gehen, wenn das Tischgebet geübt und Hausandacht gehalten wird. Von dem allen kann ja wohl kaum noch die Rede sein. Daß eine Kirche offen sein muß für alle und für die Probleme der Gesellschaft, daß sie nicht verzichten darf, sich einzumischen, daß sie die Gebote Gottes immer wieder anmahnt, das gehört zur Kirche Jesu Christi überhaupt.

Die Kirchen in der DDR sind trotz stetigen Rückganges der Mitgliederzahlen, trotz des Zerfalls kirchlicher Sitten, trotz

massenhafter Gleichgültigkeit bewußt Kirche für das Volk, für alle und für das Ganze geblieben. Sie haben sich nicht damit abgefunden, an den Rand gedrängt zu werden, sondern die Öffentlichkeit nach Kräften gesucht. Gerade der Verlust an Macht hat bewirkt, daß sie glaubwürdiger geworden ist, als sie es selbst ahnte. Es hat sich daneben eine Solidargemeinschaft mit Menschen guten Willens herausgebildet, die nicht wieder aufgegeben werden sollte. Aber natürlich: Der langsame, stetige Rückgang der Zahlen war nicht aufzuhalten, und er wird noch weitergehen – wohl nicht nur in den Ostgebieten. Die «Wende» hat uns keine Erweckungsbewegung beschert. Der natürliche Strom der Tradition, der in den Familien von den Eltern zu den Kindern geht, ist weithin versiegt. Kirchliche Einrichtungen, Religionsunterricht und Jugendarbeit können nicht ersetzen, was die Elternhäuser versäumen. Zur Zeit rechnet man mit einem Viertel der Bevölkerung, das sich als einer Kirche zugehörig bezeichnet. Daß das nicht allein auf die Bedrückung von Christen durch Staat und Partei zurückzuführen ist, zeigt die Entwicklung in den nichtsozialistischen Staaten. In Westberlin sieht es kaum anders als im Osten der Stadt aus, in Hamburg herrschen schon lange ähnliche Verhältnisse. In einer Schweizer Kirchenzeitung kann man lesen, daß man dort in absehbarer Zeit nur noch mit 30% christlicher Bevölkerung rechnen muß.

Wir in den Kirchenleitungen haben eine besondere Aufgabe darin gesehen, die Gemeinden ob der geringer werdenden Zahlen zu trösten und auf die Chancen zu verweisen, die doch auch in solcher Verkleinerung liegen. Wir befanden uns ja in einer doppelten, in einer säkularen und ideologischen Diaspora. «Der <Gottesdienst zur Eheschließung> und die <Bestattung in besonderen Fällen> von nicht der Kirche Angehörigen sind Beispiele für die bewußte Annahme dieser Situation und für die Entwicklung zu einer Gemeindekirche. Auch die Verantwortung der Gemeinde für ihre Kinder und Jugendlichen, wie sie in der Konzeption der Christenlehre und der kirchlichen Jugendarbeit zum Ausdruck kommt, ist hier zu nennen» (Bleibender Auftrag, S. 5). Ganz wohl ist manchem von uns bei dem Gedanken nicht, daß der Religionsunterricht in den Schulen bei den dargelegten gesellschaftlichen Relationen von allgemeinen Steuergeldern bezahlt werden soll. Was soll auch ein Religionsunterricht, wenn nur 3 bis 4 Kinder daran teilnehmen! Wir würden gern bei dem kirchlichen Christenlehreunterricht bleiben und bei Katecheten, die von der Kirche angestellt werden. Ist nicht der Katechet – finanzielle Fragen hin oder her – ein genuin kirchliches Amt wie der Pfarrer? Im Einsatz für die Art der Kirchensteuer, wie sie bisher bei uns üblich war, ist «bei vielen Gemeindegliedern das Bewußtsein der Mitverantwortung für die Arbeit ihrer Gemeinde gewachsen, auch wenn nicht zu verkennen ist, daß die schwierige Finanzlage der Kirche insgesamt dadurch nicht zu beheben war». (ebenda)

Eine Lerngemeinschaft von Christen

Allgemein muß festgehalten werden, daß die klein gewordene Gemeinde überschaubar geworden ist. Gegenseitige Hilfe wird erleichtert. Die Diasporasituation macht es möglich, daß die bisherige Anonymität einer Beistandsgemeinde weichen kann. Der allgemeinen Situation in der DDR-Gesellschaft ist es wohl zu verdanken, daß Standesunterschiede stark zurückgetreten sind.

Minderheitskirche bedeutet nicht, daß sie zur Marginalie wird. Die Kirche gewinnt Geltung nicht dadurch, daß sie sich besonderer Privilegien erfreuen kann. Autorität kann sie nur durch Glaubwürdigkeit erhalten. Und glaubwürdig kann sie nur werden, wenn sie, was sie verkündet, selbst tut. Weil sie glaubwürdiger geworden sind, haben die Kirchen in der DDR bei den umwälzenden Veränderungen des letzten Jahres trotz ihrer zahlenmäßigen Minderheit eine wichtige Rolle spielen können.

BILDUNGSHAUS BAD SCHÖNBRUNN
Sa 23. März (18.30) – Mi 27. März (9.00)

Ich glaube – das Bekenntnis des Christen

Exerzitien für Männer und Frauen in akademischen Berufen. Theologische Reflexion, biblische Meditationsimpulse, gemeinsames Gebet und Zeiten der Stille, persönliche Aussprache.

Leitung: P. Dr. Hansruedi Kleiber SJ, Basel

Mi 31. Juli (18.30) – Sa 31. August (9.00)

Große Exerzitien nach Ignatius von Loyola

für Männer und Frauen ab 20 Jahren (Priester, Ordensleute, Laien). Mit Einzelbegleitung. **Vorgespräch: 3. oder 4. März 1991 in Schönbrunn**

Leitung: Sr. Karla Hasiba, P. Markus Laier SJ

Auskunft und Anmeldung für beide Kurse:

Bildungshaus Bad Schönbrunn
CH-6313 Edlibach/Zug, Telefon (042) 52 16 44

Dabei haben einige der Gruppen, die seit Ende der siebziger Jahre eine zunehmende Rolle gespielt haben, die Kirche bereichert. Sie haben mit der Gesamtkirche einen Dialog begonnen, manchmal auch erzwungen und so daran erinnert, daß sich die DDR-Kirchen ja eigentlich als «Lerngemeinschaft» verstehen wollten. Im Unterschied von der Normalgemeinde waren sie von ihren Themen bestimmt und haben darum auch Entschiedenheit, Deutlichkeit und Konkretheit wirksamer anmahnen können als diese. Besonders der Ökumene gegenüber haben sie das Bild der DDR-Kirchen stark mitgeprägt. Sie haben Unruhe gestiftet, die ändern herausgefordert, oft auch geärgert und ihnen Angst gemacht. Einige Kirchengemeinden haben ihnen, als die revolutionäre Bewegung weitere Kreise zog, ihre Gebäude zur Verfügung gestellt.

Dietrich Mendt, Superintendent in Zittau, einer der Vordenker unserer Kirchen in der sozialistischen Gesellschaft der DDR, mahnt: «Ich habe Angst, daß unter der Hand verlorengeht, was Gott uns in 45 Jahren beigebracht hat als seinen Willen, den wir zunächst wohl alle verleugnet, mit der Zeit aber begriffen haben. Die Schule, in die uns Gott genommen hat, hat zuviel gekostet, als daß wir sie aufgeben könnten.» Wenn wir wirklich Kirche als Lerngemeinschaft waren, wie wir es gern gesagt haben, dann können wir unter Gott Gelerntes nicht einfach wie alte Schulbücher weglegen. Wir werden das Gelernte in dem neuen Abschnitt, in dem wir uns wie bisher

von Gott und seinem Wort führen lassen wollen, brauchen können und ernst nehmen müssen. Die Aufgaben, die unser harren, sind groß genug: davor zu warnen, nach Überwindung des Kommunismus uns dem Konsumismus, d. h. dem Gotte Mammon, hinzugeben; das gegenseitige Mißtrauen zu überwinden, das sich statt der Umarmungen vom 9. November 1989 zwischen den Ost- und Westdeutschen breitgemacht hat; die schreckliche Erbschaft wegzuarbeiten, die uns die Stasi hinterlassen hat. Und das alles in dem Glauben, «daß Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dazu braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.» (D. Bonhoeffer, WEN, S. 20).

Albrecht Schönherr, Waldesruh bei Berlin

Literaturhinweise: A. Schönherr, *Horizont und Mitte. Aufsätze, Vorträge, Reden 1953–1977.* Berlin/DDR und München 1979; Ders., *Abenteuer der Nachfolge. Reden und Aufsätze 1978–1988.* Berlin 1988; *Kirche als Lerngemeinschaft. Dokumente aus der Arbeit des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR.* Berlin/DDR 1981; *Gemeinsam unterwegs. Dokumente aus der Arbeit des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR 1980–1987.* Berlin/DDR 1989; L. Lingner, *Friedensarbeit in der Evangelischen Kirche der DDR 1978–1987 (Kirchliches Jahrbuch für die EKD 1987, Jg. 114, 2. Lfg.)* Gütersloh 1989; R. F. Goeckel, *The Lutheran Church and the East German State. Political Conflict and Change under Ulbricht and Honecker.* Cornell University Press, Ithaca and London 1990.

Quellen zur Frauengeschichte

Die Neuauflage des 3. Bandes von dem im Jahre 1984 begonnenen «Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung» von *Elisabeth Gössmann*¹ sei Anlaß, dieses auf 10 Bände geplante Werk hier kurz vorzustellen. Der Nachdruck dieses Bandes wurde nötig, weil zu der in seiner ersten Auflage wiedergegebenen Schrift «Eröffnetes Cabinet Deß Gelehrten Frauen=Zimmers» (veröffentlicht in Frankfurt und Leipzig 1706) von *Johann Caspar Eberti* inzwischen noch eine andere Publikation des gleichen Autors («Schlesiens Hoch- und Wohlgelehrtes Frauenzimmer», veröffentlicht Breslau 1727) eruiert werden konnte. Diese beiden Texte sind in Faksimile ungekürzt wiedergegeben. Sie sind eine Fundgrube für HistorikerInnen, FrauenforscherInnen, TheologInnen usw., weil hier in Form eines Lexikons in alphabetischer Reihenfolge sämtliche berühmten Frauennamen aufgeführt sind, die der Verfasser in Bibliotheken und Zusammenstellungen seiner Zeit aufgefunden hat. Ein Register von Elisabeth Gössmann erleichtert das Auffinden der einzelnen Frauen. Beispielhaft erwähnt sei *Antonia* von Württemberg, deren künstlerische Ausmalung der Kirche von Bad Teinach (Schwarzwald) mit einer weiblichen Dreifaltigkeit in weiten Kreisen bekannt ist. Auf einer Lehrtafel aus dem 17. Jh. finden sich zudem 94 Frauengestalten aus dem Alten Testament, eine Fundgrube für biblische Frauengeschichte. – Es ist nicht selbstverständlich und erspart einer philosophisch-theologischen Frauenforschung viel Mühe, daß ein (männlicher) Autor am Anfang des 18. Jahrhunderts alle diese Frauen zusammenstellt.

Anders als Band 3 bringen die übrigen Bände keine Faksimilendrucke, sondern jeweils mindestens ein halbes Dutzend Werke von Männern und Frauen aus der frühen Neuzeit, die dokumentiert, zusammengefaßt und in den wichtigsten Passa-

gen auch wörtlich wiedergegeben bzw. übersetzt werden. Denn diese Werke, die um die Frauengelehrsamkeit kreisen bzw. um die Frage, ob Frauen auch fähig seien, zum akademischen Studium zugelassen zu werden, sind in allen europäischen Sprachen abgefaßt, manche auch lateinisch. Sie stammen aus den verschiedensten Gegenden Europas und richten sich vorwiegend an das «europäische Männergeschlecht». Daß es nötig ist, das umfangreiche Material aus der frühen Neuzeit exakt aufzuarbeiten, zeigt sich u. a. daran, daß man bis in unser Jahrhundert hinein (!) über die Frage diskutiert hat, «Ob die Weiber Menschen seyn, oder nicht?» (Titel des 4. Bandes mit 7 Kapiteln vorwiegend mit AutorInnen aus dem 16. und 17. Jh.). Die sog. Querelle des Femmes, die so sehr die Diskussion der frühen Neuzeit bestimmt hat, hat sich immer wieder – sogar dort, wo sie ganz «profan» abgehandelt wurde – an den zentralen biblischen Texten über die Frau festgemacht, vor allem an Gen 1–3. Die fast zur Allgemeinbildung gehörige Meinung von der größeren Nähe der Frau zu Sünde, ihrer stärker ausgeprägten Fleischlichkeit und die Auffassung von der Frau als Verführerin hat auch eine Gegentradition hervorgebracht, die von der Frau als Höhepunkt der Schöpfung, als «Gottes Meisterwerk» sprechen kann (Eva – Gottes Meisterwerk. [Band 2]).

Wer nicht in der Lage ist, alle z. T. umfangreichen oder auch sprachlich schwierigen Quellen bzw. deren Zusammenfassung zu lesen, sei auf die komprimierten und sehr hilfreichen Einleitungen von Elisabeth Gössmann hingewiesen, die zu jedem Band vorliegen. Besonders ausführlich ist die Einleitung zum 1. Band über «Die Gelehrsamkeit der Frauen im Rahmen der europäischen Querelle des Femmes». Auch das Nachwort der Philosophin *Elfriede Walesca Tielsch* zur «*Femina sapiens. Kampf und Erfolg der Frau als Philosophin, Naturwissenschaftlerin oder Ärztin, in Orient und Antike, Mittelalter, Renaissance und Neuzeit*» (Band 1, 139ff.) bringt eine Fülle von Material und Einsichten auf kleinstem Raum.

Wenn diese so aufwendige und sorgfältige Pionierarbeit nicht überall die Anerkennung findet, die sie verdient, so hat dies mehrere Gründe. Die historische Aufarbeitung von so gut wie unbekanntem Quellen wird oft von zwei Seiten her verkannt:

¹ Bisher sind außerdem im iudicium Verlag in München erschienen: Band 1: *Das Wohlgelehrte Frauenzimmer.* 1984; Band 2: *Eva – Gottes Meisterwerk.* 1985; *Johann Caspar Eberti, Eröffnetes Cabinet Deß Gelehrten Frauen=Zimmers (1706) und Schlesiens Hoch- und Wohlgelehrtes Frauenzimmer (1727).* 1987, 2. Aufl. 1990; Band 4: *Ob die Weiber Menschen seyn, oder nicht?* 1988. Band 5 wird sich vornehmlich mit der Rezeptionsgeschichte der Figur der «Päpstin Johanna» befassen, in Band 6 sollen französische Quellen erschlossen werden.

von der etablierten Wissenschaft, weil das Werk in einem kleinen, relativ unbekanntem Verlag erscheint; auf feministischer Seite besteht häufig die Auffassung, alles, was feministische Wissenschaft heute abhandelt, sei fundamental neu. Mancher Gedanke aber, der ganz «modern» erscheint, wurde tatsächlich in der Geschichte schon von Frauen gedacht und

vorgetragen – allerdings in einem anderen kulturellen Kontext. Solche Vor-Läuferinnen, besser vielleicht Vor-Denkerinnen erneut zu verschweigen, tut ihnen doppeltes Unrecht. Nur ein Aufarbeiten der historischen Quellen ist der Wichtigkeit der Fragestellung angemessen.

Helen Schüngel-Straumann, Kassel

Genetische Testmöglichkeiten

Im weiten Bereich der medizinischen Ethik ist die Frage der genetischen Tests eine der meistdiskutierten. Das Buch «Genetische Testmöglichkeiten»¹, das auf eine interdisziplinäre internationale Tagung vom August 1987 in Zürich² zurückgeht, gibt einen willkommenen Überblick über dieses Problemfeld. Vertreter verschiedener Wissenschaften haben bei der Tagung mitgewirkt, wobei im Buch von der Diskussion, die sich nicht zuletzt in Arbeitsgruppen abgespielt hat, leider nichts festgehalten ist.

Drei Beiträge von naturwissenschaftlich-medizinischer Seite³ geben einen Überblick über den Stand der Forschung und Praxis und weisen auf die offenen Fragen hin. Zwei Juristen⁴ zeigen die Schwierigkeiten der Rechtssetzung in neuen Problemfeldern auf. Es folgen drei ethische Artikel, auf die ich im folgenden etwas ausführlicher eingehen werde: über die moralischen Dilemmas bei der genetischen Diagnose an Geborenen (59–66); über ethische Aspekte der vorgeburtlichen Diagnostik (67–74); sowie einige grundsätzliche Überlegungen (75–86). Eine ausführliche «Dokumentation USA» (87–176) gibt zunächst einen Überblick über den Stand der Gesetzgebung auf nationaler wie auf einzelstaatlicher Ebene und über die Empfehlungen und Richtlinien der medizinischen Standesorganisationen, danach im Wortlaut eine ganze Reihe von Gesetzen und Gesetzesvorschlägen des Bundes und einzelner Bundesstaaten.

Moralische Fragen bei der postnatalen Diagnostik

Die genetischen Diagnosen, die heutzutage an Geborenen

¹ Genetische Testmöglichkeiten. Ethische und rechtliche Fragen. Hrsg. R. Baumann, A. Bondolfi, H. Ruh. Campus Verlag, Frankfurt und New York 1990 (= Gentechnologie: Chancen und Risiken, Band 20).

² Diese Tagung war organisiert worden vom Institut für Sozialethik der Universität Zürich und den beiden zuständigen kirchlichen Gremien: dem Institut für Sozialethik des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes und der katholischen Nationalkommission *Justitia et Pax*.

³ C. Bachmann, Pränatale Diagnostik (9–20); R. Hütter, Genetische Testmöglichkeiten beim Menschen (21 f.); W. Schmid, Der Standpunkt der medizinischen Genetik (23–29).

⁴ H. Schultz, Genetische Tests: Zum Verhältnis von Ethik und Recht (30–36); O. Guillod, Aspects juridiques du diagnostic prénatal (37–58).

Aktuell zum Romero-Tag:

«Die Unerklärbarkeit der Mordtaten klärt auf tragische Weise viele wichtige Dinge: Es gibt Götzen in dieser Welt, die Opfer fordern, es gibt Sünde, die den Tod bringt.»

Jon Sobrino Sterben muß, wer an Götzen rührt

Das Zeugnis der ermordeten Jesuiten in San Salvador, nachgezeichnet und gedeutet von ihrem Mitbruder und Universitätskollegen, der dem Massaker entging. Mit Nachwort von Roger Peltzer zur politischen Entwicklung und Situation in El Salvador.

Soeben in 2. Auflage erschienen

Edition Exodus, Fribourg-Luzern (Pf., 6000 Luzern 5), Reihe Theologie aktuell 10, 121 Seiten, DM 17,80, sFr. 16,80. ISBN 3-905575-04-3. Erhältlich im Buchhandel.

vorgenommen werden, können in drei Gruppen unterteilt werden: die Untersuchung einzelner im Hinblick auf Erbkrankheiten, die Untersuchung einer ganzen Gruppe von Menschen, die für bestimmte genetisch bedingte Krankheiten besonders anfällig sind, z. B. die Tay-Sachs-Krankheit⁵ oder die Sichelzellenanämie⁶, und die Untersuchung von Arbeitnehmern in bezug auf bestimmte Anfälligkeiten.

Heleen Dupuis, Professorin für medizinische Ethik an der niederländischen Universität Leiden, schreibt in ihrem Beitrag («Postnatal Genetic Diagnostics: Some Moral Dilemmas») für die ethische Beurteilung solcher genetischer Tests seien zwei Fragen entscheidend:

– Welches sind die grundlegenden Interessen von menschlichen Wesen?

– Um wessen Interessen geht es konkret?

Die erste Frage sieht sie eng verbunden mit einer weiteren: Wer bestimmt, welches die grundlegenden menschlichen Interessen sind? Die eine Antwort darauf besagt: Die Betroffenen sind dazu selber am besten fähig; sie tendiert also auf die Autonomie und Selbstbestimmung des einzelnen. Die andere Antwort lautet demgegenüber: Die Betroffenen sind oft unfähig, selber ihre eigenen Interessen zu erkennen und in die Waagschale zu werfen; sie tendiert also darauf, daß die Entscheidung durch andere für die direkt Betroffenen vorgenommen wird (was Dupuis mit vielen Autoren «Paternalismus» nennt). Im Fall von Neugeborenen, geistig Behinderten und Bewußtlosen ist die Notwendigkeit und Berechtigung einer solchermaßen paternalistischen Haltung ziemlich einsichtig. Wie steht es aber in andern Fällen? Dupuis ist klar für die Autonomie des einzelnen, ist aber der Meinung, in gewissen Fällen und unter strikten Bedingungen sei ein solcher Paternalismus annehmbar. Wenn wir für die Autonomie optieren, heiße das aber nicht, den Einzelnen bei seiner Entscheidungsfindung allein zu lassen, sondern wir müßten bereit sein, ihm dabei zu helfen (61).

Die zweite Frage – um wessen Interessen geht es? – ist oft ebenfalls recht kompliziert. Es ist nicht selten der Fall, daß die Wünsche der Eltern mit den Bedürfnissen der Gesellschaft in Konflikt stehen, oder auch mit den Interessen des Kindes selber.

Auf dem eben kurz geschilderten Hintergrund stellt Dupuis vier praktische Fragen, von denen die ersten drei vor allem Individuen und Familien angehen, während die vierte im Gebiet der Sozial- und Präventivmedizin angesiedelt ist:

► Wer kann Tests verlangen, und in wessen Interesse werden sie durchgeführt, und was geschieht mit den erhaltenen Informationen?

Die schwierigsten Fragen bei Tests an Geborenen stellen sich heute beim Test nach dem Gen, das auf die Chorea Huntington

⁵ Die Tay-Sachs-Krankheit ist eine nach dem englischen Augenarzt Tay (1843–1927) und dem amerikanischen Neurologen Sachs (1858–1944) benannte infantile Form der Idiotie, die meist mit Erblindung verbunden ist und die im allgemeinen nach drei bis vier Lebensjahren zum Tod führt. Besonders verbreitet bei osteuropäischen Juden.

⁶ Die Sichelzellenanämie ist eine Blutkrankheit, die dadurch charakterisiert ist, daß die sonst eher scheibchenartigen roten Blutkörperchen eine sichelförmige Gestalt annehmen, was zu Verstopfungen der Blutgefäße führen kann. Besonders verbreitet in Schwarzafrika.

ton⁷ hinweist: Soll ein einzelner, der einen solchen Test verlangt, den Rat erhalten, den Test durchzuführen oder nicht? Und was ist mit seinen Familienangehörigen, wenn sie sich weigern mitzumachen, obwohl ihre Mitwirkung für das Gelingen erforderlich ist?

Der Folgerung von Dupuis (63) kann nur zugestimmt werden: Genetische Tests wie der nach Chorea Huntington sollten nur auf Verlangen des Patienten durchgeführt werden, nur in *seiner* Interesse und unter strikter Geheimhaltung, damit unerwünschte soziale Auswirkungen für die betroffene Person vermieden werden können.

► Hat das Recht auf «Privatheit» immer den Vorrang, oder sollten wir Durchbrechungen dieses Rechts zulassen im Interesse anderer oder des Gemeinwohls?

Privatheit ist nicht ein letzter Wert in jeder Situation. Wenn ein genetischer Test wie der nach Phenylketonurie⁸ durchgeführt wird, ist das Ziel des Tests, die Gesundheit des Betroffenen zu verbessern und drohende Schädigungen zu verhindern durch eine Diät und nach Möglichkeit durch eine Art Therapie. Es besteht somit kein Grund und keine Notwendigkeit, eine solche Information geheimzuhalten. Im Gegenteil ist es sehr wichtig, daß dieses medizinische Faktum in den entsprechenden medizinischen Dossiers festgehalten wird. Aber neben diesem relativ einfachen Beispiel gibt es viel kompliziertere Situationen. Worin besteht beispielsweise die moralische Verpflichtung eines genetischen Beraters, der bei jemand eine ernsthafte genetische Störung entdeckt hat, die auch bei andern Gliedern der Familie vorhanden sein muß, wenn die zur Beratung und zum Test gekommene Person es ablehnt, diese Information den andern Familienmitgliedern mitzuteilen? (64)

► Gibt es ein Recht, *nicht* zu wissen?

Im allgemeinen sieht es Dupuis als mit der Praxis der informierten Zustimmung (d. h. es wird kein medizinischer Eingriff vorgenommen ohne Zustimmung des Patienten, der über die Art des Eingriffs und seine Folgen informiert wurde) und der Förderung der Autonomie des einzelnen übereinstimmend an, daß der einzelne auch das Recht hat, den Tatsachen nicht ins Auge zu blicken, der andere – der Arzt, der Genetiker usw. – also nicht das Recht hat, ihm die Wahrheit unverhofft an den Kopf zu werfen oder sie ihm gegen seinen Willen aufzudrängen. Wie aber, wenn die betreffende Tatsache auch für andere Menschen einschneidende Konsequenzen hat, wie es beispielsweise beim positiven Ergebnis eines Aids-Tests der Fall ist? Was genetische Störungen angeht, könnte es sein, daß jemand zwar mit einem Risiko behaftet ist (was aus der Familiengeschichte ersichtlich ist), aber nicht wissen will, ob er tatsächlich der Träger einer solchen Krankheit ist, obwohl das für allfällige Kinder schlimme Folgen hätte. – Aber selbst wenn er es wüßte und trotzdem Kinder haben wollte, könnte die Gesellschaft ihn durch keine Zwangsmaßnahmen davon abhalten. Man könnte bloß versuchen, ihn auf seine Eigenverantwortlichkeit anzusprechen (64f.).

► Welche Strategie ist für die Gesellschaft ratsam, um auf moralisch annehmbare Art mit den künftigen Entwicklungen auf dem Gebiet der genetischen Testmöglichkeiten umzugehen?

Als allgemeine Bedingungen für *genetische Gruppenuntersuchungen* nennt Dupuis: Das Ziel der Untersuchung muß klar

⁷ Chorea Huntington ist eine Erbkrankheit, die durch eine genetische Untersuchung schon beim Neugeborenen festgestellt werden kann, die aber erst im Lauf des Lebens ausbricht, im allgemeinen zwischen dem 35. und dem 50. Lebensjahr. Wegen ihrer Symptome – ruckartige und vom Willen unabhängige Muskelbewegungen – wird sie auch Veitstanz genannt. Es ist gegen diese Krankheit keine Therapie bekannt.

⁸ Die Phenylketonurie ist eine Stoffwechselkrankheit, deren Behandlung gute Erfolge zeitigt, wenn diese sofort beginnt, bei der aber ein Verzug des Behandlungsbeginns beim noch symptomlosen Kind irreparable Schäden verursacht, nämlich zum Schwachsinn führt. Vgl. W. Schmid (Anm. 3), S. 25.

James R. Brockman

Oscar Romero

Eine Biographie

368 Seiten mit 14 Schwarzweißfotos
gebunden, Fr. 42.–/DM 49,80. ISBN 3-7228-0240-7.

Dieses Buch erzählt das dramatische Leben des 1980 ermordeten Erzbischofs von San Salvador und durchleuchtet die Hintergründe des gewaltsamen Todes dieses faszinierenden Mannes, den die Lateinamerikaner schon jetzt «San Romero de América» nennen.

Im Buchhandel erhältlich

Paulusverlag Freiburg Schweiz

formuliert sein, es muß sich um eine klar umschriebene, zugängliche und überschaubare Gruppe handeln, die Privatsphäre muß garantiert werden, die Ergebnisse müssen etwas hergeben im Hinblick auf Therapie, verantwortliche Elternschaft usw., es muß Beratung angeboten werden (65).

In der Literatur hat sie mindestens drei Ziele für genetische Gruppenuntersuchungen gefunden: die Kosten des Gesundheitswesens reduzieren, die Empfängnis behinderter Kinder vermeiden, schwere angeborene Krankheiten erforschen. Sie ist erstaunt, daß Leidverminderung nicht genannt wird, was nach ihrer Meinung an die erste Stelle gehören würde. Nur sei hier ähnlich wie bei den vorher genannten Überlegungen zu den Interessen danach zu fragen, wessen Leid vermindert werden soll. Es könnte sein, daß die Gesellschaft als ganze von genetischen Gruppenuntersuchungen profitiert, weil die Summe des Leids vermindert wird, aber für einige Menschen das Leid zunimmt, nämlich für die direkt Betroffenen, die sich sehr schwierigen Entscheidungen über Elternschaft gegenübersehen können.

Zum Sonderfall der Gruppenuntersuchungen von *Arbeitnehmern* schreibt Dupuis, es erscheine ihr als eine armselige Strategie, bei einem gefährlichen und giftigen Arbeitsplatz herausfinden zu wollen, welche Arbeitnehmer für diese Gefährdungen weniger anfällig sind, anstatt bei den Arbeitsplätzen selber Abhilfe zu schaffen. Ferner sei zu fragen, ob die Ergebnisse zugunsten der Arbeitnehmer oder der Arbeitgeber verwendet würden (65f.).

Ethische Aspekte der pränatalen Diagnostik

Hermann Ringeling, Professor für theologische Ethik und Anthropologie an der Universität Bern, weist im ersten Teil seines Beitrags auf die Mentalitätsveränderung hin, die in Richtung auf eine glücksorientierte Lebensführung und -planung verlaufe, verbunden mit einer abnehmenden Bereitschaft, sich mit dem Risiko eigener und fremder Lebensbehinderung zu belasten. Diese abnehmende Bereitschaft finde eine sehr spezielle Stütze im breiter und immer breiter werdenden Angebot. Das Verhältnis von Angebot und Markt sei bei der pränatalen Diagnostik weiter zu untersuchen, meint Ringeling und zitiert Autoren, die schon in der Angebotserweiterung als solcher eine «slippery slope» sehen, «eine abschüssige Bahn, in deren Gefälle auch noch die weitere Dimension der Normabweichung liegt, die zum Beispiel mit der Geschlechtsdiagnose erreicht wird» (69).

Von den vier Problemfeldern, für die nach Ringeling vordringlich Lösungen gesucht werden müssen, möchte ich hier das dritte aufgreifen, nämlich, es seien Kriterien der Leidenszumutung herauszuarbeiten – eine wichtige, aber auch sehr schwierige Aufgabe. Ringeling verweist dabei auf U. Eibach, der vorgeschlagen hat, trotz aller ethischer Bedenken «Richtlinien und ungefähre Grenzbestimmungen darüber einzuführen, welche genetischen und embryonalen Erkrankungen nach vorhandener Erkenntnis ein solches Maß an Leiden verursachen, daß es Menschen in der Regel nicht zuzumuten ist, und welche Anomalien nach diesem ethischen Grundsatz wirklich

keine Indikation zur Abtreibung darstellen» (72). Zwischen diesen beiden relativ klaren Fallgruppen läge nach Eibach die wahrscheinlich größte Gruppe, in der grundsätzlich eine Austragung wie eine Abtreibung des werdenden Kindes «möglich» sei.

Ringeling führt die Bedenken an, die Traute Schroeder gegen ein solches Vorhaben geäußert hat. Sie schätzt die Gefahr höher ein, daß objektivierende Kriterienkataloge, obwohl als Entlastung in Gewissensnot gemeint, in der Lebenswirklichkeit doch wieder nur den Automatismus verstärken könnten: Bei schweren Behinderungen wird dann eben abgetrieben, bei mittleren vielleicht, bei leichten eher nicht.

Ringeling nimmt selber weder für die eine noch die andere Seite Stellung. Er bleibt unschlüssig und erhofft sich von weiteren Reflexionen mehr Klarheit. Immerhin ist für ihn die Richtlinienbedürftigkeit der pränatalen Diagnostik und ihrer Folgen gegeben, wobei er sich aber nicht darüber ausspricht, ob er eine gesetzliche Regelung oder eine «interne» Regelung durch die medizinischen Standesorganisationen vorziehen würde.

Zum Schluß seines Beitrags betont Ringeling, daß wir bei allem Bemühen um konkrete Einzelfälle und Einzelnormen nie das Wichtigste aus den Augen verlieren dürfen: «Was wir zu stärken und durch gesellschaftliche Einrichtungen zu stützen haben, ist die Bereitschaft und Fähigkeit, die Last fremden und eigenen Leidens zu tragen, Menschen das Leben zu ermöglichen, die nicht den Wunschbildern und Normvorstellungen entsprechen, eine Haltung der Menschlichkeit, wie sie christlich und humanistisch geboten ist» (73f.).

Die Ethik an den Entscheidungen beteiligen

Am Beitrag von *Dietmar Mieth*, Professor für theologische Ethik an der Universität Tübingen, scheint mir besonders interessant, wie er sich bemüht, die allgemeinen fundamental-ethischen Erwägungen mit den konkreten Überlegungen in Beziehung zu setzen. Er macht dabei, unter der Überschrift «Eine ungelöste Methodenfrage in der Ethik» (85), auf eine Schwierigkeit aufmerksam, die wohl alle schon empfunden haben, die sich mit solchen Fragen befassen: Zuerst werden ethische Prinzipien aufgestellt, die im Hinblick auf die anstehenden Probleme wichtig und hilfreich erscheinen. Dann werden die konkreten Probleme angegangen und Lösungsvor-

ORIENTIERUNG erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 2010760
Telefax (01) 2014983

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Josef Bruhin, Werner Heierle,
Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico, Karl Weber
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-
Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert
Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1991:

Schweiz: Fr. 42.- / Studierende Fr. 30.-
Deutschland: DM 49.- / Studierende DM 34.-
Österreich: öS 370.- / Studierende öS 260.-
Übrige Länder: sFr. 38.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 50.- / DM 60.- / öS 420.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien, Zweig-
stelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Ein Dank und eine Bitte

An unsere Abonnenten/-innen

Es drängt uns, allen zu danken, die ihren Beitrag für das Jahresabonnement 1991 einbezahlt und die ihn zugunsten von Freiabonnements mit einem Gönnerbeitrag aufgestockt oder selber Geschenkabonnements aufgegeben haben. Ferner danken wir für Adressen von möglichen Interessenten und jegliche andere Form, die ORIENTIERUNG bekannt zu machen und ihr neue Leserinnen und Leser zu gewinnen. Angesichts des traurigen Schicksals, das in letzter Zeit mehrere wertvolle Zeitschriften im deutschen Sprachraum verstummen ließ, fühlen wir uns für jeden Werbeinsatz unserer Leserinnen und Leser doppelt dankbar.

Verspätete Postzustellung?

Haben Sie Klagen? Wie schnell oder langsam erhalten Sie jeweils die ORIENTIERUNG? Einige Meldungen aus verschiedenen Orten veranlassen uns, Sie zu bitten, selber bei Ihrem Postamt nachzufragen, wenn sich die Zustellung (in Deutschland, Österreich und der Schweiz) über mehr als 7 Tage nach dem Erscheinungsdatum verzögert. Schicken Sie uns womöglich eine Kopie Ihrer Reklamation oder eine entsprechende Unterlage! Dann erst können auch wir nachforschen, wie mindestens die extremen Verzögerungen zu beheben sind.

Wir wünschen Ihnen gesegnete Ostertage. Ihre ORIENTIERUNG

schläge erarbeitet. Und wenn man nach getaner Arbeit mit ehrlicher Selbstkritik zurückschaut, muß man sich eingestehen, daß die vorgängig aufgestellten oder in Erinnerung gerufenen Prinzipien bei den konkreten Problemlösungen eine sehr geringe Rolle spielen; auf unsere Fragestellung angewandt: daß sie «im Rahmen des Diskurses der ethischen Verantwortung humangenetischer Testverfahren merkwürdig funktionslos werden» (85). Mieth fordert dementsprechend mehr Dialog zwischen Fundamentalkritikern und ethischen Pragmatikern, damit «Brückenprinzipien» gefunden werden. Die Überlegungen von Mieth sind nach meiner Meinung besonders wichtig im Rahmen der Bemühungen, die Ethik aus ihrem «Rückstand» herauszubringen. Es wird ja immer wieder beklagt, die Ethik hinke meistens hintennach, sie gebe ihr Urteil über schon erfolgte Entwicklungen ab, und dann sei es gewöhnlich zu spät, um am Lauf der Dinge etwas ändern zu können. Drei Handlungsmöglichkeiten finden sich im Beitrag von Mieth, die in diese Richtung zielen:

▷ Die Ethik kann versuchen, eine «Verlangsamung in der Realisierung des technisch möglichen Fortschrittes» (86) zu erreichen.

▷ Die Ethik kann sich bemühen, mit Hilfe eines Analogieschlusses zur Goldenen Regel, die so die Funktion eines Brückenprinzips übernehmen würde, Entscheidungshilfen zu geben, die nicht erst bei den tatsächlichen Folgen ansetzen. Mieth empfiehlt, «von dem Grundsatz auszugehen, daß jede technische Problemlösung dem Maßstab unterliegt, daß sie durch die Problemlösung nicht Probleme schafft, welche die Probleme überwiegen, die sie löst» (78).

▷ Und die Ethik kann und muß sich mehr, als sie dies bisher getan hat, an der Diskussion um die Ziele beteiligen, womit ein Einfluß auf die Steuerung der Entwicklung möglich ist und nicht nur eine Beurteilung der schon erfolgten Entwicklungen. «Wir müssen nicht nur wissen, was wir nicht dürfen, wir müssen vor allem wissen, was wir wollen... Zu dieser Frage gehört auch: Welche Art von Medizin wollen wir?» (81).

Damit aber ist die öffentliche Debatte über all diese Fragen gefordert. Wo es um die Ziele des Gesundheitswesens, der medizinischen Forschung usw. geht, ist ein Monopol der Experten und der Politiker fehl am Platz. Und nur gestützt auf eine öffentliche Diskussion⁹ können Ziele sinnvollerweise gesetzt (und dann auch verfolgt) werden. *Werner Heierle*

⁹ Vgl. dazu W. Catenhusen im Vorwort zu: Chancen und Risiken der Gentechnologie. Dokumentation des Berichts an den Deutschen Bundestag, 1987, 2. Aufl. 1990, Campus Verlag, Frankfurt und New York (= Gentechnologie: Chancen und Risiken, Band 12), Seite XII.